GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **2 / 2014**

Abendland?
Europas Wurzeln

Impressum

GEORG
Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber
Rektor der Hochschule

Chefredakteur
Ansgar Wucherpfennig SJ

Redaktion
Carolin Brusky, Moritz Hemsteg, Stephan Herzberg, Igna Kramp CJ

Bildredaktion
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz
Claudia Gerhard, Isabella Henkenjohann

Beratung
Cornelia von Wrangel

Grafik Design
Cornelia Steinfeld
www.steinfeld-vk.de

Druck
Druckerei Hassmüller, www.hassmueller.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

ISSN 2195-3430

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.
Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Auflage 3.500
© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2014

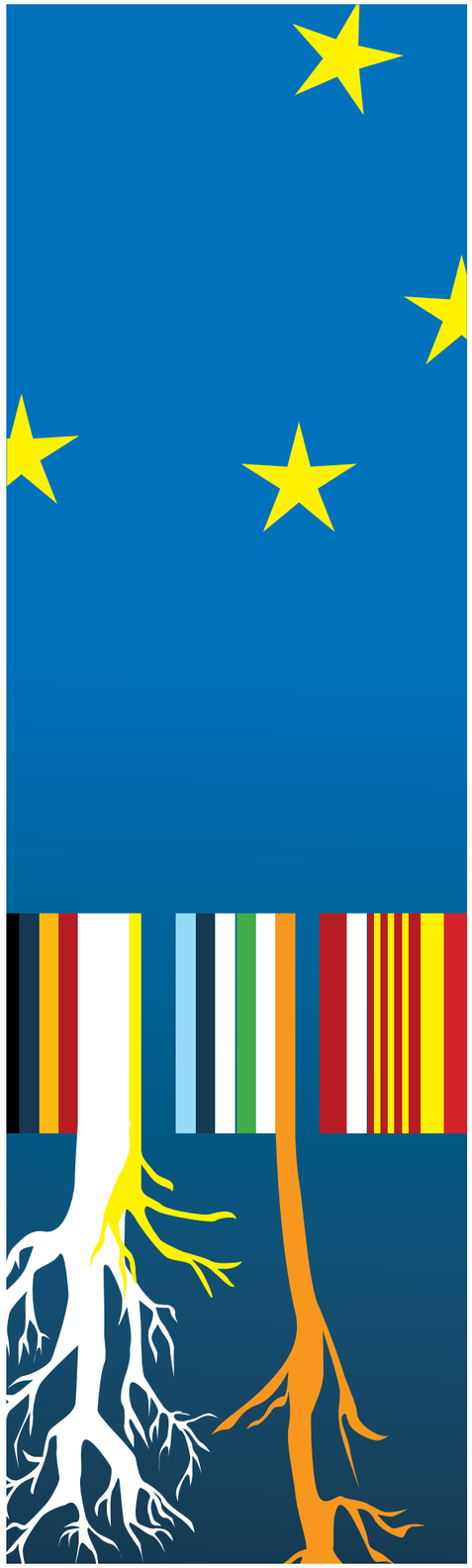


Foto: Elke Teuber-S

Liebe Leserinnen und Leser,
an der Hochschule Sankt Georgen sind Frauen und Männer aus 45 Ländern eingeschrieben, weit über die Grenzen von Morgen- und Abendland hinaus. Wenn man abends über die schmalen Gänge geht, steigt einem der Speisegeruch aus fremden Küchen in die Nase; mal scheinen Farbtupfer indischer Festgäste auf der Stirn der Gottesdienstbesucher, ein andermal erklingen die Abendmahlsworte Jesu gesungen in der aramäischen Sprache seiner Heimat. Etwa 60 Sprachen werden an unserer Hochschule gesprochen. Die Verständigung über Sprachgrenzen hinweg gehört zum A und O von Lehre und Leben in Sankt Georgen: Eine kleine Schar engagierter Ehrenamtlicher steht nicht-deutschen Studierenden dazu hilfreich beiseite. Das vielfältige Leben unserer Hochschule ist ein Ausschnitt aus der multikulturellen Gesellschaft in Frankfurt: In den Grenzen der Stadt leben Menschen aus 170 Ländern, und sie sprechen etwa 200 Sprachen.

Menschen und Kulturen zu verbinden, ist dem Mensch gewordenen Gott schon in seine Wiege gelegt, kommen zu seiner Krippe doch nicht nur Hirten von den Feldern Bethlehems, sondern auch exotische Sterndeuter aus Ländern der aufgehenden Sonne. Den Jesuiten ist das *global living* seit ihrer Gründung ins Stammbuch geschrieben: Noch in der ersten Generation des Ordens kommen Jesuiten bis nach Indien, Afrika und bald nach Lateinamerika. Ihr von Beginn an globales Denken unterscheidet die Jesuiten von vielen anderen Reformbewegungen in der kirchlichen Landschaft des 16. Jahrhunderts. Wenn sich unsere Hochschule diesen Ursprüngen verpflichtet weiß, wozu braucht es dann noch einer Kategorie wie das Abendland?

Das Abendland ist der Raum, den Paulus von Jerusalem bis zum Illyricum bereist hat und weiter über Rom bis nach Spanien durcheilen wollte. Das Abendland ist dann weiter der ideengeschichtliche Raum, der von Philosophen und Theologen der Antike und des Mittelalters markiert wurde. Braucht es, so kann man sich fragen, diese Jahrtausende alten europäischen Denkpfade noch? Es gehört zu Europa, die Geschichte von Gott und Menschen als Begegnung unterschiedlicher Freiheiten zu begreifen. Genauso wie es zur Geschichte Europas gehört, dass die Verwirklichung von Freiheit trotz ihrer tiefgreifenden biblischen Wurzeln von Totalitarismen kirchlicherseits wie staatlicherseits immer wieder behindert wurde. „Abendland“ darf aber heute nicht mehr nostalgisch, geopolitisch gedacht werden. Eine neue Bedeutung mag sich ergeben, wenn man das Abendland raumzeitlich entgrenzt versteht, also von den stets neuen Enden und Anfängen her, die Gott unseren einzelnen und gemeinschaftlichen Lebensgeschichten in Christus schenkt: „Abendland ist konsekriert durch den Kreuztod Gottes und darum immer von neuem geeignet, Morgenland zu werden“, hat Hugo Rahner einmal geschrieben. Allen, die unserer Hochschule verbunden sind, wünsche ich, dass sich solches Morgenland auftut. Davon, dass dies auch in Sankt Georgen geschieht, geben die Beiträge dieses Heftes ein Zeugnis. Ich wünsche Ihnen eine vergnügliche Lektüre!

Ansgar Wucherpfennig SJ Chefredakteur

Inhalt

14 **Titelstory**
Johannes zu Eltz
Abendland? Europas Wurzeln

20 **Aus dem Priesterseminar**
Moritz Hemsteg
Wieder viel Arbeit für die Sankt Georgener Nikoläuse – und Freude

22 **Worte zur Zeit**
Wendelin Köster SJ
Die Hölle stinkt, der Himmel duftet

32 **Weltkirche**
Bernd Hagenkord SJ
Die Bischofssynode als synodaler Prozess

48 **Vorgestellt**
Cornelia von Wrangel
Der Kommunikator Peter Lückemeier

Editorial
03

06 **Scientia – Philosophie**
Frido Pflüger SJ
Globalisierung der Migration – Globalisierung der Nächstenliebe

51 **Aus dem Jesuitenorden**
Josef Schuster SJ
55 Semester – ein Abschied

12 **Stimmen aus Sankt Georgen**
Akihisa Joseph Hamada
Patrick Irankunda

55 **Förderungen**
Petra Muth
Theologie und Philosophie

44 **Alumni berichten**
Ein Interview mit der Familie Rocco
„Meistens positiv“ – als Familie in der Seelsorge

Impressum
02

35 **Scientia – Theologie**
Melanie Peetz
Eine Heimat zum Mitnehmen

28 **Aus den Instituten**

24 **Fragen über Fragen**
an Daniel Sickert

25 **Das besondere Buch**
Christian Trenk
Ein Epos über Geborgenheit

Geschafft!
58

39 **Pietas**
Klaus Kießling
Die Heiligen Drei Könige – eine Erfolgsgeschichte?

46 **Aus der Hochschule**

56 **Aus der aktuellen Forschung**
Dirk Ansorge
Heydar Shadi
Welche Friedensethik gibt es im Islam?

30 **Centerfold**

Globalisierung der Migration – Globalisierung der Nächstenliebe

Scientia – Philosophie

FRIDO PFLÜGER SJ
Leiter des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes in Berlin

„Ich möchte hier wohnen und arbeiten. Ich finde es schön, dass es hier so friedlich ist."

Was für ein bescheidener Wunsch aus dem Mund eines jungen deutschen Berufsanfängers, der gern in Böblingen oder Berlin bleiben möchte! Wenn ein junger Mensch aus Afrika dasselbe über Böblingen oder Berlin sagt, kommt es vor, dass ein Politiker kontert, der Rechtsstaat sei nicht verhandelbar. Auf welchen unausgesprochenen Prämissen beruhen unsere Entscheidungen, wer hier leben darf – und was sagt es über die Grundlagen unserer Gesellschaft?

Die gegenwärtige Situation

Zuerst ein Blick auf die Realien. Täglich umgeben uns zumeist negative Nachrichten über steigende Flüchtlingszahlen und überforderte Kommunen. Gerade haben wir unser Asylrecht weiter verschärft, um zu verhindern, dass sich Roma aus dem Westbalkan darauf berufen können. Nach Angaben des Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen sind in diesem Jahr so viele Menschen weltweit auf der Flucht wie seit Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr: 51 Millionen Flüchtlinge, von denen rund 17 Millionen gezwungen waren, außerhalb ihres Heimatlandes Zuflucht zu suchen. Dass sich diese dramatische Steigerung auch auf Deutschland und Europa auswirkt, ist nicht überraschend. Überraschend ist jedoch, in welchem geringen Maße Menschen überhaupt nach Europa kommen. Die weitaus meisten Menschen werden von Ländern aufgenommen, die sehr viel ärmer sind als die europäischen: Weniger als ein Prozent der Flüchtlinge auf der Welt kamen 2013 nach Europa!

Bis einschließlich August 2014 zählte das zuständige Bundesamt für Migration und Flüchtlinge einen Zuwachs der Anträge um rund 60 Prozent im Vergleich zum Vorjahr – so wurden 99.592 Erstanträge in den ersten acht Monaten des Jahres 2014 gestellt. Diese Zahlen veröffentlichte das Bundesamt fast gleichzeitig mit der Meldung aus der Türkei, dass sie allein in den letzten Tagen 130.000 Menschen aus dem Irak Schutz gewährt hat. Während der Libanon mehr als eine Million syrische Flüchtlinge aufgenommen hat, sind nur etwa 40.000 Syrer nach Deutschland gekommen.

Ursächlich für den jahrelangen Rückgang der Asylanträge trotz gleichbleibender oder sogar steigender Not ist eine europarechtliche Absprache. Wo ein Flüchtling Europa erstmals betritt, dort muss er sein Asylverfahren führen. In vielen Fällen hat sich die Zuständigkeit mit einem Blick in die Fingerabdruck-Datei erledigt: Laut Bundesamt wurden 2014 (bis einschließlich August) 40 Prozent der Anträge „formell entschieden", das heißt, die Zuständigkeit abgelehnt.

Was das bedeutet, erfahren die Seelsorger des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes bei ihren regelmäßigen Besuchen in der Abschiebungshaft. Dort haben sie in den vergangenen Jahren unzählige Kriegsflüchtlinge getroffen. Ein syrisches Geschwisterpaar hatte sich auf eigene Faust nach Deutschland durchgeschlagen, weil sie hier Verwandte haben. Von der Bundespolizei wurden sie aufgegriffen, die Fingerabdrücke wiesen nach Bulgarien, daraufhin wurden sie beide in Abschiebungshaft genommen. Die junge Frau, die sich schon in Sicherheit wähnte, erlitt einen Nervenzusammenbruch in der Haft, sie wurde in eine psychiatrische Klinik gebracht. In der Zwischenzeit wurde ihr Bruder allein nach Bulgarien abgeschoben. Falls er in Bulgarien Asyl erhält, muss er auch danach dort bleiben. Ist das wirklich das Flüchtlingsrecht, das wir uns wünschen?

Soll zurück nach Italien: ein Somalier in der Berliner Abschiebehaft. Foto: Sibylle Fendt.

Dieselbe Regelung führt dazu, dass die EU-Staaten an den Außengrenzen überlastet sind – und sie führt inzwischen dazu, dass einige dieser Länder die Regelung bewusst unterlaufen. Italien hat beispielsweise aufgehört, Fingerabdrücke von Asylsuchenden zu nehmen, so dass nicht mehr nachweisbar ist, welcher EU-Staat für sie zuständig ist. Viele der sogenannten „Lampedusa-Flüchtlinge“ in Hamburg oder Berlin haben ihr Asylverfahren in Italien positiv abgeschlossen, sie haben eine humanitäre Aufenthaltserlaubnis, danach aber waren sie der Obdachlosigkeit preisgegeben. Zehntausende Flüchtlinge leben ohne Schutz, Geld und Perspektive auf der Straße. Ob sie das in Rom oder in Frankfurt tun, macht für sie wenig Unterschied. Für uns schon: Das Elend in Italien können wir leichter ignorieren.

Der Jesuiten-Flüchtlingsdienst spricht mit vielen Flüchtlingen in der Abschiebungshaft, hat am Berliner Oranienplatz zu vermitteln versucht und unterstützt Kirchenasyle in Bayern. Allzuoft begegnen wir Menschen, die Furchtbares erlebt haben, bevor sie nach Europa gekommen sind – und die dann in Europa noch ein jahrelanges Martyrium erleiden. Manchmal denke ich, wer ein bestimmtes Maß an Leiden und Verzweiflung dann auch noch in Europa erlitten hat, der sollte schon dafür hierbleiben dürfen und die Sicherheit finden, nach der er sich so sehnt.

Denn warum kommen Menschen nach Europa? In all den Jahren, zuvor in Ostafrika und jetzt hier, ist mir nicht ein Flüchtling begegnet, der wegen ein bisschen Geld geflohen wäre. Es gibt viele verschiedene Gründe, warum Menschen ihre Heimat verlassen. Aber sie tun es nicht leichten Herzens. Niemand verlässt seine Familie, sein Zuhause, die Gräber seiner Ahnen und seine religiöse Gemeinschaft für ein paar Euro. (Das gilt übrigens auch für die stets des „Missbrauchs“ verdächtigten Roma. Sie kommen nicht, weil es in unseren Fußgängerzonen so schön wäre, sondern weil es für viele zuhause unerträglich ist.) Wer von uns würde Heimat, Familie, Sprache, Wohnung und Nachbarn verlassen, um in der Fremde untätig herumzusitzen und in einer aufgezwungenen Abhängigkeit von Sozialleistungen dahinzuvegetieren? Niemand. Und doch schreit uns diese welt- und lebensferne Unterstellung aus unzähligen Schlagzeilen an, und keineswegs nur in Boulevardblättern.

Europa – Versprechen und Realität

Die Flüchtlinge, die uns erstaunt und verstört fragen, warum wir sie wie Verbrecher behandeln, halten uns Europäern einen Spiegel vor. „Ich dachte, in Deutschland werden meine Rechte respektiert. Meine Familie hat mich hierhergeschickt, damit ich hier in Frieden mein Leben führen kann, ich möchte gern eine Ausbildung machen und arbeiten“, hat uns ein Jugendlicher in der Abschiebungshaft erzählt, der schon eine jahrelange Odyssee durch Europa hinter sich hatte. „Aber wir haben uns geirrt. Europa respektiert unsere Rechte nicht. Europa führt einen Krieg gegen uns Flüchtlinge und Migranten.“

In der Abschiebungshaft sprechen wir mit Menschen, die die Sahara und das Mittelmeer überlebt haben, die von dem Katzenfutter gelebt haben, das Touristen auf die Straße stellten, die Misshandlungen und Inhaftierung überlebt haben, die gehungert haben – mitten unter uns. Wir hören erschütternde Schilderungen von Menschen, die einen Traum hatten: Europa. Dieser Traum ist nicht materiell. Sie erinnern uns an das Versprechen, das Europa auch sich selbst gegeben hat: „Ein Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts“ zu sein. Weil wir Menschenrechte respektieren, deshalb fliehen Menschen nach Europa. Und nicht nach China oder in den Iran.

Aber auch, wer das Asylverfahren in Deutschland führen kann oder später zumindest geduldet wird, bleibt zum Leben in der Warteschleife und zur Untätigkeit verurteilt, dafür sorgen die Residenzpflicht – die in Form von Wohnsitzauflagen auch künftig im Kern erhalten bleibt –, Arbeitsverbote und immense bürokratische Hürden für Arbeitgeber. Es ist, als würden wir alles wegwerfen, was uns ein Freund mitgebracht hat, und ihm dann vorwerfen, dass er uns ausnutzt.

„Wir mussten fliehen, weil wir die Demokratie lieben. Wir sind Demokraten! Genau deshalb sind wir hier. Warum werden wir wie Verbrecher und Terroristen behandelt?“, fragt ein junger Mann, der aus einer Diktatur geflohen ist. „Warum werden wir jeden Tag behandelt, als wären wir weniger wert, weil unsere Haut schwarz ist? Unser Blut ist so rot wie eures. Warum dürfen wir nicht arbeiten? Warum müssen wir in den Flüchtlingslagern ausharren, in zu engen Räumen – das gibt Konflikte. Wir dürfen nichts anderes tun als nur essen und schlafen, essen und schlafen – jahrelang. Wir wollen doch leben, wir wollen etwas einbringen, warum verbietet ihr uns sogar, die Talente zu nutzen, die wir schon mitbringen?“

Wie groß die Verzweiflung ist, zeigen die Formen des Protests. Hungerstreik ist eine radikale, eine verzweifelte Form, aber keine, die anderen Menschen Gewalt antut. Die Flüchtlingsproteste, die jetzt von Bayern bis Hamburg und Berlin gehen, kontrastieren das Europa, das wir sein wollten, mit dem, das wir sind. Sie zwingen uns, das Europa anzusehen, mit dem Flüchtlinge konfrontiert sind.

Angesichts der wohl noch Jahre andauernden Konflikte im Nahen Osten und am Horn von Afrika, in Kongo und in Zentralafrika, des Massensterbens im Mittelmeer, unmenschlicher Lebensbedingungen für Flüchtlinge in Europa, und Plänen des Innenministeriums, in Zukunft womöglich mehr Asylsuchende inhaftieren zu können, stellen uns diejenigen, die es hierher schaffen, noch eine andere Frage: Woher nehmt ihr das Recht, uns zu verbieten, was ihr so selbstverständlich für euch in Anspruch nehmt: Hier in Frieden zu leben – oder, wenn es euch gefällt, auch woanders?

Ich fürchte, wir nehmen uns dieses Recht nur deshalb, weil wir können. Dieses Recht verteidigen wir, auch wenn wir dafür eine historische Amnesie in Kauf nehmen müssen. Ein Beispiel ist der jüngste Bundesratsbeschluss zum Asylrecht, der Serbien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina zu sicheren Herkunftsländern erklärt hat. Tatsächlich sieht das Asylrecht infolge einer EU-Richtlinie seit Dezember 2013 auch in Deutschland vor, dass diejenigen Schutz erhalten, die durch eine Vielzahl von Diskriminierungen unter einer schweren Menschenrechtsverletzung leiden. In Deutschland haben wir dieses Recht in der bisherigen Rechtssprechungspraxis fast durchgängig ignoriert: Roma, die von einer alle Lebensbereiche erfassenden Diskriminierung ihrer Ethnie fliehen, hätten dadurch einen Schutzanspruch gehabt. Ihretwegen haben wir jetzt unser Asylrecht geändert. Wir haben ein Menschenrecht der politischen Beliebigkeit geopfert – und das wegen 18.000 Asylanträgen im Jahr 2013 aus diesen drei Ländern, und 10.000 Anträgen aus Serbien im Jahr 2014.

Ähnlich ahistorisch verhalten wir uns gegenüber den Menschen, die zu uns fliehen, weil koloniale Unterdrückung und Entscheidungen von damals bis heute ihren blutigen Tribut fordern. Wir ignorieren häufig, dass viele dieser Flüchtlinge vor Waffen fliehen, die in Deutschland hergestellt wurden und die Teil unseres Wohlstands sind. Gleiches gilt für eine selbstbezogene Handelspolitik – die Fischereirechte seien als beliebiges Beispiel genannt –, die Menschen außerhalb der EU zugunsten unseres Wohlstands die existenzielle Lebensgrundlage entzieht – Menschen, die wir dann als „Wirtschaftsflüchtlinge“ diffamieren, für die wir nicht zuständig seien.

Was wir uns als Leitlinie unserer Gesetzgebung wünschen, haben wir ins Grundgesetz geschrieben – ein Text, dessen Schönheit Navid Kermani, dessen Eltern aus dem Iran kamen, kürzlich gewürdigt hat. „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Ein gutes Ziel! Es verspricht die Gleichwertigkeit aller Menschen. Betrachten wir jedoch die Vorschriften, mit denen wir Flüchtlinge maßregeln, sind sie getragen von Abwertung, Abwehr und Angst – drei Triebkräften des Rassismus. Solche Gesetze kommen auch deshalb zustande, weil Flüchtlinge keine Stimme haben, wenn Flüchtlingsrecht kodifiziert wird. Es gibt wohl kaum einen Bereich, in dem das nackte Recht des Stärkeren deutlicher zum Tragen kommt als hier.

Eine zeitgemäße Politik

Die Flüchtlinge, die uns mit Hilfe von Hungerstreiks zwingen wollen, uns mit der europäischen Wirklichkeit auseinanderzusetzen, erinnern uns daran, was Europa sein wollte. Es ist übrigens keine naive

Träumerei, sondern unsere Realität, dass die Zeit vorbei ist, in der Politik in der Übersichtlichkeit der eigenen Grenzen stattfand. Längst lässt sich das Finanz- und Wirtschaftswesen nicht mehr nationalstaatlich regeln, es übersteigt auch Europa. Auf Dauer werden wir unsere Privilegien nicht auf Kosten Dritter sichern und uns zugleich gegen das mitverschuldete Elend abschotten können – auch wenn wir gerade heute im wortwörtlichen Sinne dabei sind, die Gräben um Europa noch tiefer und die Stacheldrahtzäune noch höher zu ziehen. Zeitgemäße Politik wäre eine Politik, die angesichts der globalisierten Welt auch das „Weltwohl“ im Blick hat: Gut gehen kann es uns auf Dauer nur, wenn es allen gut geht.

Von unserem reichen und einflussreichen Land würde ich mir wünschen, dass wir nicht nur das Minimum tun – selbst das bleiben wir derzeit schuldig –, sondern nach dem *magis* streben. Wir hätten die Möglichkeit supererogatorischen Handelns, wie es aus dem Beispiel des barmherzigen Samariters spricht: Er geht über das hinaus, was der Anstand und die Mitmenschlichkeit gebieten, indem er den Verletzten am Wegesrand nicht nur unmittelbar versorgt und in die Herberge bringt, sondern auch die Übernahme eventuell anfallender Mehrkosten zusagt, damit er ganz sicher gesund gepflegt wird. Wir wären in der Lage, Menschen nicht nur notdürftig aufzunehmen, sondern ihnen aufzuhelfen in ein neues Leben. Ich bin sicher, am Ende würden alle einen Gewinn davon tragen – bei weitem nicht nur materiell. Bisher aber hasten wir zu oft an unseren Nächsten vorbei und setzen darauf, dass jemand anderes schon das Allernötigste tun werde.

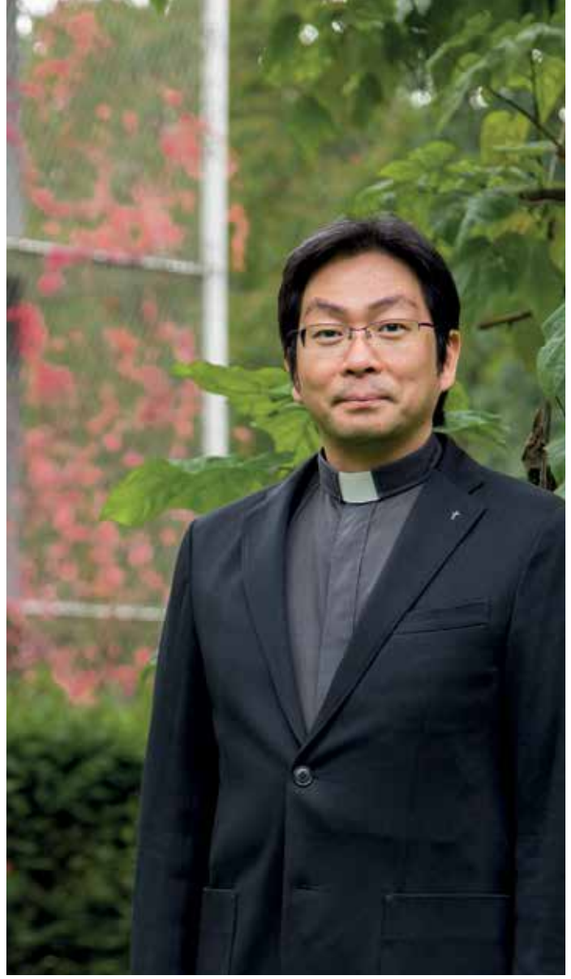
In seiner Botschaft zum Weltflüchtlingstag hat Papst Franziskus gerade gefordert, auf die Globalisierung der Migration mit der Globalisierung der Nächstenliebe zu antworten, und deutlich gemacht, dass die Zeiten der nationalstaatlichen Abschottung vorbei sind: „Mit der Solidarität gegenüber Migranten und Flüchtlingen müssen der Mut und die Kreativität verbunden werden, die wir brauchen, um weltweit eine gerechtere und angemessenere Wirtschafts- und Finanzordnung zu entwickeln.“ Die Politik des Misstrauens, die sich so deutlich in der Asylpolitik durchsetzt, ist tödlich für viele Menschen, die Europa beim Wort genommen und auf die Versprechen von Menschenrechten und Frieden vertraut haben. Es vergiftet aber auch die Gesellschaft, die sich entscheidet, Misstrauen vor Vertrauen zu setzen. Und es schadet allen – auch ökonomisch ist es unsinnig, den anderen mit seinen Gaben als Belastung statt als Bereicherung zu betrachten. Schon aus wohlverstandenem Eigennutz sollten wir bald die Solidarität, den Mut und die Kreativität aufbringen, unsere Gesetze wieder an dem auszurichten, was Europa sein wollte: Ein Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts – für alle, die sich ihm anvertrauen.

Verstehen ohne Worte: eine syrische Lehrerin und Papst Franziskus während eines Besuchs beim Jesuiten-Flüchtlingsdienst in Rom 2013. Foto: JRS / A. Guiliani

Stimmen aus
Sankt Georgen

Im Gepäck Schätze des Glaubens

AKIHISA JOSEPH HAMADA
Diözesanpriester des Bistums Yokohama



1990 wurde die Japanische Gesellschaft für katholische Theologie gegründet, sie sollte nach Kardinal Shirayanagi zur Entwicklung der katholischen Theologie in Japan beitragen, das heißt „zur Förderung und Erhaltung des hohen wissenschaftlichen Niveaus“. Bis dahin war das Ziel katholischer Theologie in Japan eigentlich nur die Priesterausbildung.

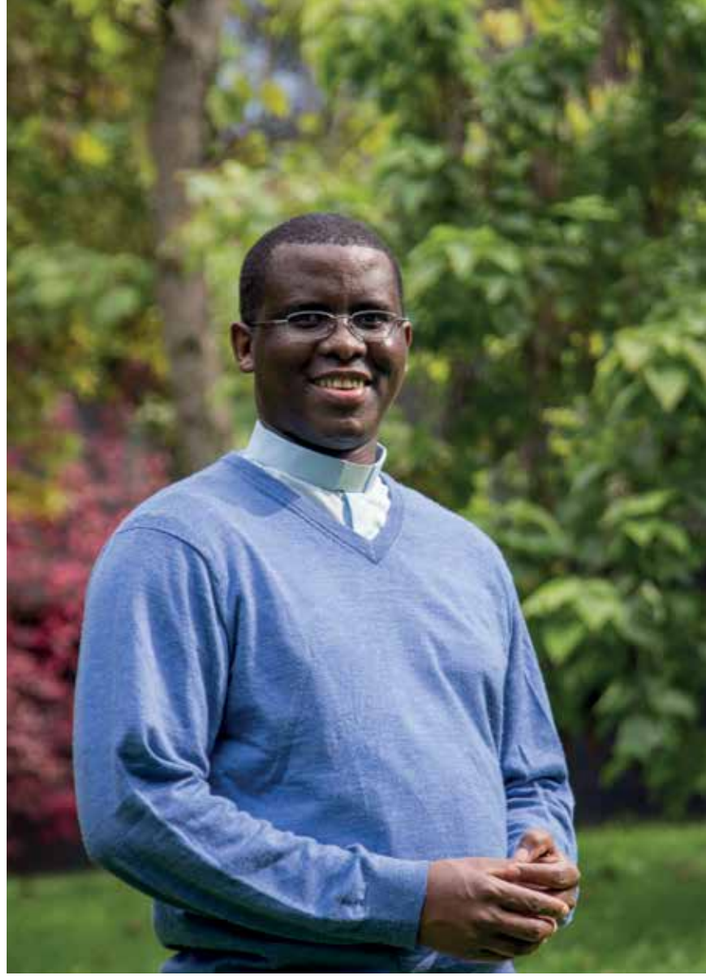
Als ich mein Studium an der Hochschule Sankt Georgen begann, war ich daher überrascht, dass viele verschiedene Leute im selben Hörsaal studierten, und zwar Alte und Junge, Priesteramtskandidaten und Laien, Ordensschwestern und Priester. Die Vielfalt der Studierenden zeigt, dass die theologische Ausbildung hier in Deutschland nicht nur auf das Priestertum fokussiert ist, sondern auch Gläubigen offen steht, die sich weiterbilden wollen. Deshalb gibt es viele katholische Frauen und Männer, die aus theologischer Perspektive die Kirche und ihren Wirkungsbereich in der Gesellschaft wahrnehmen; es gibt viele, die bei einer Evangelisierung heute mitarbeiten können.

Die theologische Forschung hat in der Geschichte Europas eine sehr alte Tradition, und die Kirche hat in der Gesellschaft eine wichtige Bedeutung gehabt: für die Sozialfürsorge, für die Bildung von Wertvorstellungen, aber auch für die Kultur insgesamt. In Köln habe ich die Gräber des heiligen Albertus Magnus und des seligen Duns Scotus besucht. Beide sind große Theologen; es hat mich sehr bewegt, als Theologiestudent vor ihren Gräbern zu stehen und sie um ihre Fürsprache zu bitten. Im Fuldaer Dom konnte ich am Grab des heiligen Bonifatius beten, auch das war eine herzergreifende Erfahrung. Bonifatius war der Apostel der Deutschen; Bistümer und Klöster gehen auf ihn zurück, und eine Organisation der Kirche. Für Japan, heute noch ein Missionsland, ist Bonifatius ein Vorbild für eine erfolgreiche Evangelisierung. In Trier steht noch der noch antike Bau des Domes; seit dem 4. Jahrhundert wird dort Gottesdienst gefeiert. All dies sind Zeichen der Kontinuität unseres Glaubens. In Japan war das Christentum bis 1873 offiziell verboten, man findet also kein altes Kirchengebäude, das vor dem 19. Jahrhundert erbaut worden ist.

In Deutschland lassen solche historische Zeugnisse leicht Tradition und Kontinuität der Theologie erfahren. Dieser Beitrag der Theologie in Deutschland für die weltweite Kirche ist wahrhaftig beeindruckend. Durch meine Erfahrungen in Deutschland empfange ich solche schönen Schätze des Glaubens. Ich möchte dieses Vorbild der deutschen Kirche nach Japan mitnehmen; meine Erfahrungen lassen sich mit einem Wort Jesu ausdrücken: „Wer bittet, der empfängt, wer sucht der findet,, und wer anklopft, dem wird geöffnet.“ – Gott sei Dank!

Eine gegenseitige Bereicherung

PATRICK IRANKUNDA
Diözesanpriester des Bistums Byumba



Fotos: Christian Trenk

Meinen Studienaufenthalt in Deutschland habe ich mit gemischten Gefühlen begonnen: Auf der einen Seite mit Freude darüber, dass sich mein Traum verwirklicht hat, einen anderen Kontinent zum ersten Mal kennenzulernen und dort zu studieren; andererseits mit Spannung angesichts des Unbekannten und der möglichen Schwierigkeiten wegen der fremden Sprache und fremden Kultur.

Trotz dieser Spannungen war ich bei meiner Ankunft in Deutschland positiv beeindruckt. Ich bewunderte ein modernes und sauberes Land, sehr entwickelte Infrastrukturen und Technologien, schöne Kirchen, freundliche und distanzierte Leute. Aber das war nur ein erster Eindruck, da ich kein Deutsch sprechen konnte. Erst nach dem Sprachkurs konnte ich mit den Leuten ins Gespräch kommen und das Studium beginnen. In meinen ersten Vorlesungen und Seminaren fiel es mir schwer zu folgen. Außerdem konnte ich nur schwer mitdiskutieren. Aber mit der Zeit gab es Licht am Ende des Tunnels. Je besser mein Deutsch wurde, umso einfacher war die Kommunikation, sodass ich mich aktiv am Studium beteiligen konnte.

Studieren in Sankt Georgen bedeutet für mich, ein zeitgemäßes theologisches Studium zu absolvieren. Das heißt, sich mit aktuellen theologischen Fragen auseinanderzusetzen und Antworten zu finden, und all das im Kontext meines Landes und meiner Kultur zu verdeutlichen. Diese Kontextualisierung ist sicher wichtig, da die Situation der Christen in Europa und Afrika unterschiedlich ist. Das Studiensystem in Sankt Georgen ist anders als im Priesterseminar in meinem Heimatland. Hier geht es nicht nur um Auswendiglernen, sondern um kritische Auseinandersetzung mit theologischen Thesen und eine Äußerung der eigenen Meinung.

Als Promovend in der biblischen Theologie möchte ich mich mit der Heiligen Schrift besonders vertraut machen. Das bedeutet, sie in ihren Ursprungssprachen zu lesen, zu verstehen und kritisch auslegen zu können, um die Frohe Botschaft den heutigen Gläubigen verständlicher zu machen. In diesem Zusammenhang bietet mir die Hochschule moderne Rahmenbedingungen an, um eine gute wissenschaftliche Arbeit zu schreiben, und macht mich fit für mein zukünftiges Engagement im Heimatbistum.

Im Übrigen gibt es in Sankt Georgen eine internationale Gemeinschaft. Auf dem Campus wohnen Aufbaustudenten aus verschiedenen Ländern. Die Begegnung mit ihnen hat mir neue Horizonte eröffnet und einen Einblick in die Vielfalt der kulturellen Gestalten des Christentums vermittelt. Ich schätze diese kulturelle Verschiedenheit als eine gegenseitige Bereicherung. Sie hat mich zu einer Weltoffenheit geführt.

Während meines Studiums hier habe ich die Gelegenheit, durch Aushilfen in Gemeinden die Kirche in Deutschland kennenzulernen. Die Feier der Eucharistie in Kirchen, die älter als das Christentum in meiner Heimat sind, hilft mir zu verstehen, wie das Christentum die europäische Gesellschaft seit langem geprägt hat und auch heutzutage dort tief verankert ist, trotz der Herausforderungen der jetzigen Zeit.

Abendland? Europas Wurzeln

Titelstory

JOHANNES ZU ELTZ
Katholischer Stadtdekan in Frankfurt

Das Abendland ist abgesunken. Der Begriff ist schwer zu fassen. Soll er wirklich neu erhoben und ins Gespräch gebracht werden? Wen verlangt danach?

Das Wort ist dermaßen belastet von seiner Ideengeschichte, dass man es am liebsten gleich wieder fallen ließe. Dabei ist es gar nicht alt. Martin Luthers bündiges „Morgenland", aus dem in der Weihnachtsgeschichte (Mt 2,1) die Weisen kamen, brauchte im Deutschen eine Entsprechung. Das waren zunächst die „Abendländer" im Plural. Erst die Romantik hat mit dem „Abendland" ihre Träume von der Einheit des Mittelalters in Form gebracht. Wirklich wüchsig wurde das Wortfeld in der deutschsprachigen Kulturphilosophie der Jahrhundertwende. Der Titel von Oswald Spenglers Schrift „Der Untergang des Abendlandes" (1919/1922) ist sprichwörtlich geworden. Kein heiliger Hain in Hellas, sondern deutscher Wald, wie er im Buche steht. Ein Reichsforst. Das fragwürdige Zweite Reich der Hohenzollern schlug kräftig in seine Bestände ein. Auch das unwürdige Dritte Reich Hitlers hat, wo es dem eklektischen „Führer" passte, Rückgriff auf abendländisches Traditionsgut genommen. Die Propagandalüge vom Kreuzzug gegen den Bolschewismus hätte die Tatsache, dass das „Unternehmen Barbarossa" von 1941 ein mörderischer Raubkrieg war, nicht so gut verdecken können, wären damit nicht uralte Ängste aufgescheucht und Reflexe westlicher Selbstbehauptung mobilisiert worden. Da rächte es sich, dass der Begriff des Abendlandes im 19. Jahrhundert für den Mythos vom Reich stand und deshalb eher die Deutschen zum Träumen brachte als Franzosen, Italiener oder Engländer. In den „Betrachtungen eines Unpolitischen" desavouierte 1915 der junge Thomas Mann mit der fahrlässigen Unterscheidung von Kultur und Zivilisation die Bemühung, im europäischen Haus eine gemeinsame Basis für Versöhnung in Verschiedenheit zu finden. Romain Rolland und Stefan Zweig hatten das im Ersten Weltkrieg versucht. Als dessen „Welt von gestern" (1942) in den Höllenfeuern von Auschwitz verbrannt war, und von der Hoffnung auf das „heilige Deutschland" nur noch das Wort von Stauffenberg am Galgen übrigblieb, da hat Reinhold Schneider, aus anderen Quellen schöpfend, dem Gegensatz von Macht und Gnade in der abendländischen Geschichte Trost in tragischer Brechung abgewonnen. Aber der „Winter in Wien" (1957) war auch dafür zu kalt, er hat die Christrose nicht stehen lassen. Als man zum Wiederaufbau die Ärmel aufkrempeln musste, konnten mit der Skepsis Schneiders, die zuvor ähnlich in C. S. Lewis´ düsterer „Abschaffung des Menschen" (1943) angeklungen war und ebenso in der beherrschten Traurigkeit von Romano Guardinis „Ende der Neuzeit" (1950), nicht viele etwas anfangen. Beherzte Politiker wie Konrad Adenauer, Alcide de Gasperi und Robert Schumann haben sich nach 1945 auf Grund ihrer katholischen Weltanschauung darauf verständigen können, über Grenzen und Gräben hinweg Realpolitik an abendländischen Werten auszurichten. Jean Monnets Montanunion von 1951, die zur Keimzelle der europäischen Einigung wurde, gehört in den Kontext. Dieser erste Ehrenbürger Europas soll in der Rückschau auf seine wirtschaftspolitisch begründete Aufbauleistung gesagt haben: *„Si c´etait a refaire, je batirais l´Europe sur la culture."* Die Überzeugung, die Kultur, und nur sie, sei der Nährboden für das qualitative Wachstum Europas, ist seither unzählige Male geäußert worden und findet breite Zustimmung. Dass aber in diesem Boden nur wachsen könne, was mit dem Wurzelgeflecht des christlichen Abendlandes verbunden sei und mithin wenigstens indirekt seine Kraft aus dem Evangelium vom kommenden Reich Gottes beziehe, dieser Gedanke ist kein Gemeinplatz geworden, im Gegenteil, er wird entschieden bestritten und erfolgreich diskreditiert. Das Christentum hat in Europa

„Der Untergang hat sich gewandelt zum Aufgang. Das ist die neue Schöpfung. Denn die Sonne der Gerechtigkeit, die über dem Kosmos dahineilt, hat den Untergang zum Aufgang gewandelt und so den Tod zum Leben gekreuzigt." (Clemens Alexandrinus, 2. Jhdt.)

Abendland – Morgenland
Illustrationen S.15-17: Elke Teuber-S

verschworene Feinde, und nicht nur die Freimaurer in Brüssel stehen davor, dass man in der himmelblauen Flagge Europas das Kleid Mariens erkennen dürfe, mit dem Kranz von zwölf Sternen um ihr Haupt (Offb 12,1). Auch viele Christen werden sich dafür nicht im Ernst engagieren wollen. Von der „Rettung des Abendlandes" hört man sie nur ironisch sprechen. Der Rücktritt von Papst Benedikt XVI. – war das nicht auch ein Zurücktreten von der Sorge um die Seele Europas als der naheliegenden Hauptaufgabe der katholischen Kirche? Der Abschied von Europa, die Absage an den Eurozentrismus, längst in der Alten Welt gedacht und gelehrt, bevor er in den jungen Kirchen gefordert wurde: Hat er nicht überzeugend Gestalt angenommen in Papst Franziskus, den man so unbeschwert mit den Bleigewichten der europäischen Kirchengeschichte hantieren sieht? Also noch einmal: wozu im Hier und Heute das Abendland aufrufen?

Man kann ja mal ein paar Schritte machen und schauen, ob sich ein Weg zeigt. Die Uneindeutigkeit des vielschichtigen Begriffes ist nicht nur ein Problem. Sie schafft auch Freiräume und erlaubt es, in Freiheit die Anknüpfungspunkte von Merkmalen abendländischer Geschichte an die katholische Theologie zu suchen. In der Erfassung dieser Merkmale folge ich dem katholischen Historiker Oskar Köhler, situiere das Abendland in Europa westlich der Grenze an der Drina und formuliere zwei Thesen:

1. Abendländische Theologie ist dynamisch

Katholische Theologie in abendländischer Prägung ist eigentlich dynamisch. Sie steht nicht im Banne der Majestät des Vaters, sondern sieht den Sohn wiederkommen auf den Wolken des Himmels und hat deshalb das Beste immer vor sich. Sie ist mit dem Bestehenden zutiefst unzufrieden, ohne daran gehindert zu sein, sich vernünftig auf die Wirklichkeit einzulassen. Sie hat eine hohe Bereitschaft, Reformen das Wort zu reden und gibt Impulse zur fortwährenden Entwicklung der Kirche, die im Wandel der Zeiten als Unwandelbares festhält, dass die Gnade Gottes erschienen ist, um alle Menschen zu retten (Tit 2,1). Deshalb muss das Evangelium allen Geschöpfen verkündet werden. Wenn die Kirche das tut, kann es ihr nicht vor allem darum gehen, an historischen Formen ihres Ausdrucks und ihrer Erscheinung festzuhalten. „Christus, der vollkommen Gott war, hielt nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich, wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich" (Phil 2,6). Der Leib Christi, der die Kirche ist, kann dem Haupt die Bereitschaft zur Entäußerung nicht vorenthalten. Die Kirche muss ihre geschichtliche Gestalt radikal in Frage stellen lassen, nicht weil das Evangelium mit der Zeit ein anderes würde, sondern weil in der Welt, für deren Rettung die Kirche da ist, alles ständig im Fluss ist. Es ist abendländisches Denken, dieses Fließen als Kraftquelle wahrzunehmen und ihm einen Gestaltungsauftrag abzuschauen. Das gilt auch für die Kirche. Keine bleibende Stadt, ans hiesige Ufer gebaut. Kein rettendes Ufer im Jenseits, wo alles, was einen zeitlebens so mitnimmt, endlich zu Ende geht und ewige Ruhe herrscht. Die Kirche in der Welt von heute ist eine „Gemeinschaft, aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden." Wenn auf ihrem Weg an die Grenzen der Erde, an die Ränder von allem, die Missionare „allen alles" (1 Kor 9,22) werden wollen, dann müssen sie sehr wohl mit dem Strom schwimmen, sonst erreichen sie die Menschen gar nicht. Die elitäre Verachtung von Mainstream hat keine theologische Dignität und in der Mission keinen Platz. Die Kirche ist nicht das Haus voll Glorie auf dem Fels in der Brandung, sondern sie ist das Zelt der Begegnung auf dem Fels, der mitzieht (1 Kor 10,4). Die süße, tröstende Freude, das Evangelium zu verkünden, von der im Präkonklave der Erzbischof von Buenos Aires unter Hinweis auf Papst Paul VI. gesprochen hat, ist denen vorbehalten, die sich mitziehen lassen, weil die Freude der Christen die Freude Christi ist (Joh 15,11), und der Auferstandene seine Anwesenheit im Alltag denen versprochen hat, die für ihn gehen (Mt 28,19f).

2. Abendländische Theologie ist oppositorisch

Katholische Theologie in abendländischer Prägung ist eigentlich oppositorisch. Sie sucht Einheit auf dem Spannungsfeld der Gegensätze. Das bekannte *„et...et"* als Strukturprinzip des Katholischen hat seine Pointe nicht im harmonischen Arrangement der vollständig erfassten Offenbarungswahrheit, sondern in der Bereitschaft, beim Bekenntnis des Glaubens auch Gegensätze auszuhalten und als Pole in einem Spannungsfeld wirken zu lassen. *Non in dialectica complacuit Deo salvum facere populum suum,* („Nicht durch Dialektik wollte Gott sein Volk retten") heißt der klassische Merksatz des Hl. Ambrosius von Mailand. Das steht der Freude an lebendiger Gegensätzlichkeit scheinbar entgegen. Aber die Einsicht des westlichen Kirchenvaters kritisiert generell den Formalismus von abstrakten Ableitungen, die das personale Element des Glaubens unkenntlich machen, und nicht speziell die Eigenart der dialektischen Methode, Positionen kritisch in Frage zu stellen und so das Eine immerzu der Verunsicherung durch das Andere auszusetzen, damit nur die Wahrheit keine Ruhe hat, solange wir in das „Land seiner Ruhe" (Ps 95,11) noch unterwegs sind. Dass auf dieser Pilgerschaft alles vorläufig ist, und dass auch der gläubige Mensch mehr als die gute Aussicht auf ein Ziel, das ihm gnädig näher kommt, nicht realisieren kann, ist die geschichtlich begründete Erfahrung des abendländischen Menschen. „Glaube ist: die Substanz dessen, was man erhofft, und der Beweis für Dinge, die man nicht sieht." Papst Benedikt XVI. hat mit dieser pointierten Übersetzung der Definition des Glaubens aus dem Hebräerbrief (Hebr 11,1) das Paradox des Glaubens auf die Spitze getrieben. Im Westen hat man dafür mehr Sinn als anderswo. Die Umweltbedingungen der Theologie haben ihn geschärft.

Heilsame Dualismen

Der Dualismus von Papsttum und Kaisertum als Konstante der europäischen Geschichte von ersten Irritationen zwischen Papst Sergius II. und Ludwig II., dem Sohn Kaiser Lothars, im Jahre 844 bis zu der völlig aus der Zeit gefallenen Exklusive Kaiser Franz Joseph I. von Österreich gegen die Wahl von Papst Pius X. im Jahre 1903 hat das Spannungsfeld determiniert, auf dem Politik gemacht und Theologie getrieben

wurden. Die vielbeschworene Einheit des Abendlandes hat es in institutioneller Form nie gegeben. Immerzu waren diverse Interessen und divergierende Kräfte am Werk, niemals hat sich das labile Gleichgewicht der Mächte auf Dauer arretieren lassen. Oft sind die anstrengenden Gegensätze in zerstörerische Widersprüche umgeschlagen. Bis zur Erschöpfung ausgefochten, ziehen sie eine lange Blutspur durch die europäische Geschichte. René Girard hat auf dieser Spur die Mimesis des Begehrens als Triebfeder der Gewalt entdeckt. Die apostolische Majestät des Kaisers hatte nicht die Macht, der Gewalt Einhalt zu gebieten und seinen Ländern die *pax romana* zu diktieren. Aber es gibt Stärke in der Schwachheit. Allen Gesetzen politischer Statik zum Trotz bestand das Heilige Römische Reich Deutscher Nation tausend Jahre lang. Das Reich Bismarcks, dessen Gott Eisen wachsen ließ, bestand 47 Jahre lang. Das tausendjährige Reich Hitlers, der Gottes spottete, bestand 12 Jahre lang. Daraus hat im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen das deutsche Volk Konsequenzen gezogen und sich ein Grundgesetz gegeben, in dem die Selbstverwaltung der Kommunen und der Föderalismus des Bundesstaates ebenso festgeschrieben werden wie das Erfordernis verfassungsgemäßer Gesetze und gesetzeskonformer Verwaltung in einem demokratischen und sozialen Rechtsstaat. Das sind allesamt Prinzipien, die mit der Fehlbarkeit der Bürger (die Volksvertreter und Regierenden mit eingeschlossen) und der legitimen Verschiedenheit ihrer Meinungen und Überzeugungen, Interessen und Strategien rechnen. Die geschichtliche Erfahrung lehrte den Verfassungsgeber, solche Gegensätze nicht zu leugnen oder zu verbieten, sondern für normal zu halten und für ihren friedlichen und produktiven Ausgleich zu sorgen. Welche Konsequenzen hat die katholische Theologie daraus gezogen? Hilft sie der Kirche, Einsichten zu vertrauen, die, wie die universale Geltung der Menschenrechte, erkennbar unter dem Einfluss des Evangeliums gewonnen wurden, aber oft gegen den Widerstand von Klerikern durchgesetzt werden mussten? Als der katholischen Kirche in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Zeit davonlief, hat sie aus dem Rückstand eine Tugend gemacht und für die Gläubigen eigene Lebensformen entwickelt, die sie von der Wiege bis zur Bahre bei der Stange hielten. Der grandiose Versuch war untauglich. Es gibt in Wirklichkeit neben dem Spannungsfeld der Gegensätze, auf dem alles von Menschen in Frage gestellt wird und alles vor Menschen sich verantworten muss, auch der Glaube der Kirche und die Autorität der Bischöfe, kein anderes Feld, wo nur nach katholischen Regeln gespielt wird. Es gibt auch keine katholischen Staaten, keine christliche Politik, keine kirchliche Öffentlichkeit. Wenn die normalen Gläubigen, *idem cives et christiani* – „in gleicher Weise Bürger und Christen" – , unter Realitätsdruck in den Spagat gezwungen werden, weil die Ansprüche der Welt, in der sie leben, und der Kirche, mit der sie glauben, zu weit auseinanderklaffen, ziehen sie ihr Bein in der Kirche auf die Seite der Welt hinüber und gehen der Kirche verloren. Das Zweite Vatikanische Konzil hat diese Gefahr gesehen und mit einem riskanten *Aggiornamento* zur Gegenwart aufgeschlossen, die allein die Zeit der Kirche ist. In den ersten Sätzen des zentralen 8. Kapitels der Dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* haben Oppositionen im Geheimnis der Kirche, die in einer nicht unbedeutenden Analogie dem Mysterium des fleischgewordenen Wortes ähnlich ist, ihren Platz. Das sollte die katholische Theologie in der großen Tradition abendländischen Denkens überall, wo es angezeigt ist, zu oppositorischem Vorgehen ermutigen. Die Ehrlichkeit dieses Vorgehens, das auch das Eingeständnis von Aporien nicht scheut, gewinnt der Theologie das Zutrauen der Gläubigen, die ohnedies mit Gegensätzen leben müssen, und dient dem Lehramt zu einer lebendigen und vollmächtigen Verkündigung des Glaubens.

Anzeige

ab 12 h
Mittagstisch

MENSA im Park

Gutes Essen
Mitten im Grünen und doch in der Stadt.
Die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen e.V. bietet mit der MENSA im Park ein außergewöhnliches Ambiente. Nicht nur unsere Studenten, sondern alle, die gutes und abwechslungsreiches Essen zu fairen Preisen schätzen, sind hier herzlich willkommen!

Ein Ort zum Feiern
Außerdem kann man die MENSA im Park für geschäftliche oder private Veranstaltungen buchen. Der Campus der Hochschule ist durch seine Lage im großen Park mit alten Baumbeständen ein idealer Ort für Ihre Feier in einem dennoch modernen Umfeld.

MENSA im Park
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e.V.
Offenbacher Landstraße 224
60599 Frankfurt am Main

SPEISEPLAN online:
sankt-georgen.de/mensa/index.html

Telefon: 069. 60 61 277
E-Mail: mensa@sankt-georgen.de
Web: www.sankt-georgen.de

Wieder viel Arbeit für die Sankt Georgener Nikoläuse – und Freude

Aus dem Priesterseminar

MORITZ HEMSTEG
5. Semester Magisterstudium Theologie, Priesterseminar

Gespannt warten die Kinder auf zwei außerordentliche Gäste. Aber nicht nur bei den Kindern ist die Vorfreude groß, auch die Sankt Georgener Nikoläuse können die vorweihnachtliche Zeit kaum erwarten – dann, wenn sie wieder Kindergärten, Krankenhäuser und Familien besuchen.

Das Projekt Nikolausaktion

Frankfurt gilt als internationaler Verkehrsknotenpunkt und als eine der Hauptstädte für das weltweite Bankgeschäft. Dass es in der Metropole am Main neben noblen Einkaufsstraßen und modernen Hochhäusern auch Not, Leid und vor allem Einsamkeit gibt, ist bekannt, aber nicht so populär. Viele soziale Einrichtungen – staatlich, kirchlich wie auch in freier Trägerschaft – bemühen sich, gerade in den Tagen vor und um Weihnachten da zu sein. Auch das Priesterseminar Sankt Georgen hat es sich seit Längerem zur Aufgabe gemacht zu helfen.

Die Priesterkandidaten besuchen Familien, Kindergärten, Altenheime, Krankenhäuser und ähnliche Orte - als Nikolaus. In aller Regel erscheint der heilige Bischof Nikolaus allerdings nicht alleine. Insbesondere bei jüngeren Gastgebern bringt er gerne seinen Knecht Ruprecht mit.

Der Ablauf

Kein Nikolausbesuch ist gleich. Schon bei der Terminabsprache am Telefon wird nicht nur nach der Adresse gefragt, sondern auch – wenn eine Familie auf dem Besuchszettel steht – nach der Zahl und dem Alter der Kinder. Je nach Stimmung und Zeit kann es den nichts ahnenden Kindern passieren, dass sie vor versammelter Mannschaft ein Gedicht aufsagen müssen. Aber dafür werden sie auch vom Nikolaus reich belohnt. Eine Herausforderung sind die Besuche im Krankenhaus, von Zimmer zu Zimmer. Aber sie zeigen auch: Sankt Nikolaus ist nicht nur bei Kindern beliebt.

Begehrt und anstrengend

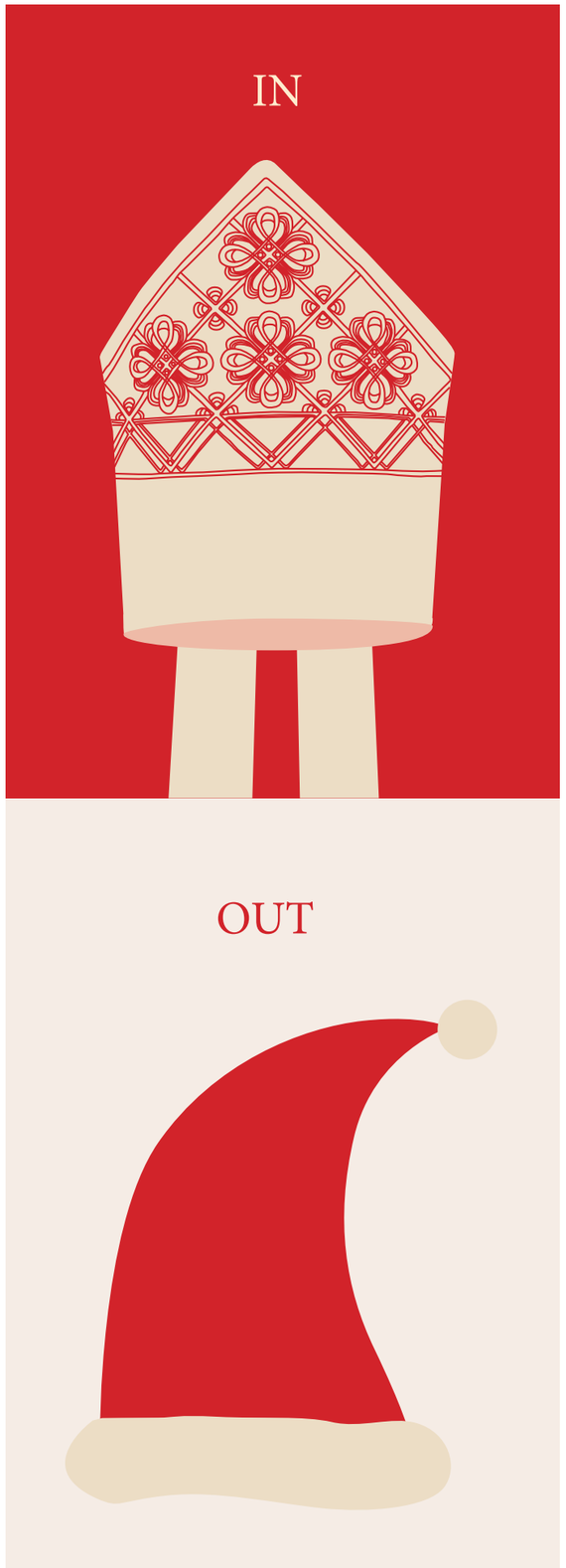
Etliche Familien und soziale Einrichtungen vom Main-Taunus-Kreis bis nach Offenbach zählen zu langjährigen Abonnenten der alten Hirten mit Rauschebart. Die Besuche sind heißbegehrt. Schließlich hat sich die Sankt Georgener Aktion inzwischen bis über die Grenzen des Frankfurter Stadtgebietes und die Gefilde der Diözese Limburg hinaus herumgesprochen. Solche Einladungen sind für den Patron der Reisenden aus logistischen Gründen aber nicht wahrnehmbar. Es sind einfach zu viele Anfragen für die wenigen Studenten. Dabei gibt es viele, die in väterlichem Eifer mehrmals als Nikolaus umherreisen. Und es werden auch externe Studenten gefragt, um dem Bedarf nachzukommen. Vergangenes Jahr waren sogar einige Studentinnen bereit, sich die barocken Kleider des Bischofs anzulegen und den weißen Rauschebart zu tragen.

Resümee und Ausblick

In der Regel sind die, die den Nikolaus und seinen schwarzen Begleiter als Gast bei sich aufnehmen und auftreten lassen, bereit, eine kleine Spende für ein bestimmtes Projekt zu entrichten. So brachte die letzte Nikolausaktion mehrere Hundert Euro an Spenden ein. Das Geld kam über die Hilfsorganisation der Jesuiten den von heftigen Stürmen heimgesuchten philippinischen Familien zugute.

Es nicht abzusehen, dass die studentischen Nikoläuse von Sankt Georgen in den kommenden Jahren weniger zu tun bekämen. Auch die Spendenbereitschaft war vergangenes Jahr vergleichsweise hoch.

Allerdings steht das Priesterseminar hierbei nicht nur vor einer Herausforderung, sondern auch vor einem wirklichen Problem. Denn der großen Nachfrage nach Nikoläusen steht eine immer geringere Zahl von Priesterkandidaten und hilfsbereiten Studenten gegenüber. Diese wollen zwar im Advent Engel für einsame Kinder, Kranke und alte Menschen sein, können sich aber nicht vierteilen. Bei allen Schwierigkeiten bleibt die Nikolausaktion dennoch ein Gewinn: für die Leute, die vom Nikolaus in den dunklen und kalten Abenden des Advents besucht werden, aber auch für ein besseres öffentliches Bild der katholischen Kirche.



Mitra statt Zipfelmütze: Wir feiern den Hl. Nikolaus und nicht den Weihnachtsmann. Illustration: Cornelia Steinfeld

Der Himmel duftet. Sankt Michael in München. Foto: Leopold Stübner SJ

Die Hölle stinkt, der Himmel duftet

Worte zur Zeit

WENDELIN KÖSTER SJ
Rektor des Kollegs Sankt Georgen

Wenn sich der Himmel für uns Menschen bemerkbar machen will, muss er unsere Sinne erreichen. Der Himmel muss sich hören und sehen lassen, er muss sich fühlen, schmecken und auch riechen lassen.

Der Himmel duftet. Daran erinnert uns der Weihrauch in unseren feierlichen Gottesdiensten. Wenn ich bei dieser Gelegenheit das Weihrauchfass schwenke, ist mir bewusst, dass ich Himmelsduft verbreite. Manchmal riecht der Rauch bitter-herb, manchmal süßlich-mild, aber immer eigentümlich. Er riecht nicht unangenehm, aber auch nicht angenehm, wie die Düfte dieser Welt und schon gar nicht so, wie die Hölle riechen würde. Er riecht wie nicht von dieser Welt.

Der Weihrauch gilt bestimmten Gegenständen im Kirchenraum. Es sind der Altar, das Kreuz, das Evangelienbuch auf dem Ambo und die Gaben auf dem Altar. Wenn ich in der Liturgie diesen Gegenständen Weihrauch zuwende, zeige ich an: Diese Gegenstände gehören zum Himmel; was an ihnen und mit ihnen geschieht, hat mit dem Himmel zu tun. Sie vermitteln uns etwas vom Duft des Himmels.

Nicht nur einige Gegenstände werden beweihräuchert, sondern auch Personen. Zuerst wird der Priester, der dem Gottesdienst vorsteht, angeräuchert, und zwar nach der Gabenbereitung. Dazu muss er das Weihrauchfass an einen Altardiener abgeben. Er kann sich nicht selber beweihräuchern. Mir wird in diesem Augenblick bewusst, dass ich behandelt werde wie die Opfergaben auf dem Altar.

Danach wendet sich der Altardiener mit dem Rauchfass den anderen Klerikern zu. Sie erheben sich von ihren Sitzen und werden beweihräuchert. Sie empfangen den Duft des Himmels. Sie, die in der Kirche das Sagen haben, empfangen ihn, sie können ihn nicht sich selber spenden. Was wir Kleriker zu sagen haben, stammt nicht von uns, sondern vom Himmel und muss nach Himmel duften.

Auch die Versammelten werden beweihräuchert. Die nach Himmel duftenden Rauchwolken bleiben nicht beim Klerus hängen, sondern verteilen sich auf das ganze Volk. Das bedeutet: die Versammelten und das Volk Gottes auf der ganzen Erde sind eine Gabe des Himmels. Ihre Weise zu leben und zu sterben soll nach Himmel duften. Ich gestehe, dass dieser Augenblick mich mit besonderer Andacht erfüllt. Denn das Christsein besteht darin, dass der Himmel an uns Irdische herangetreten ist. Er hüllt uns, die wir nach Erde und Welt, nach Sünde und Tod riechen, in den belebenden Duft des Himmels.

Es gibt noch drei andere Momente, die mit Weihrauch bezeichnet werden, nämlich bei der Wandlung, wenn der Priester die Hostie und den Kelch erhebt. Dieses Brot und dieser Wein stammen aus den Händen von Jesus Christus. Seine Worte haben sie zu einer Gabe des Himmels gemacht. Ihre Substanz ist Gottes erbarmende Liebe, die in Jesus Mensch geworden ist. Wer von diesem Brot isst und von diesem Wein trinkt, nimmt eine Gabe zu sich, die nach Himmel duftet.

In der Osternacht wird die Osterkerze beweihräuchert. Diese besondere Kerze erinnert uns daran, dass durch den Tod und die Auferstehung Jesu der Duft des Himmels mit voller Kraft auf die Erde geströmt ist. Dieser Duft kann durch keinen höllischen Gestank vertrieben werden.

Ein dritter Moment, der mich sehr berührt, ist bei einer Beerdigung. Wenn der Verstorbene im Sarg ins Grab hinuntergelassen worden ist, nehme ich das Weihrauchfass und gebe ihm den Duft des Himmels mit. Das tue ich in der Überzeugung, dass der Himmel bis ins finsterste Grab hinunter reicht. Es ist der Himmel, der uns zu sich heimholt, auch wenn wir gestorben sind.

Der Weihrauch lehrt mich zudem, was Beten ist. Manchmal lege ich einige Weihrauchkörner auf die glühende Kohle im Weihrauchfass. Langsam verbrennen sie und verwandeln sich in duftenden Rauch. Ich betrachte das offene Fass, das ruhig an seinem Platz steht. Der Duft verbreitet sich im Raum, der Rauch steigt nach oben. Ich schaue dem Rauch zu und atme den Duft ein. Der Rauch nimmt meine Gedanken mit. Der Duft umkleidet meine Gefühle. Ich bete. Vielleicht bin ich selbst ein kleines Weihrauchkorn, das mit der glühenden Liebe Gottes in Berührung kam.

Bitte einmal ausfüllen!

Daniel Sickert, Mitarbeiter am Empfang, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

Zum Frühstück... ein belegtes Brötchen und viel Kaffee!

Mit 16 Jahren wollte ich... Profifußballer werden

Ich bin Christ, weil... es für mich Hoffnung bedeutet

Zur Zeit lese ich... "Der Klang der Zeit" von Richard Powers

An Frauen (für Männer)/Männern (für Frauen) schätze ich... ihr analytisches Denken

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Dietrich Bonhoeffer

Dem Papst würde ich raten, sich mit guten Ratgebern zu umgeben

Geld macht mich... spendabel

Drei interessante Worte: Reform, Tradition, Umgebung

Kürzlich habe ich mich geärgert über... Drängler auf der Autobahn

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... Musik höre

In der Zukunft träume ich davon... im Rentenalter zu studieren

Sankt Georgen ist für mich ... ein Platz voll interessanter Menschen

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... sich nach Möglichkeit ehrenamtlich zu engagieren

Ein Epos über Geborgenheit

CHRISTIAN TRENK
5. Semester Magisterstudium Theologie

Als in britischen und internationalen Leserbefragungen Anfang des Jahrtausends J.R.R. Tolkiens Herr der Ringe auf Platz 1 und sein Hobbit auch weit oben in den Listen landeten, protestierten Literaten und Kritiker lauthals, sprachen von Manipulation, Kulturniedergang und drückten ihr Unverständnis darüber aus, wie Tolkiens Fantasy-Literatur vermeintlichen Klassikern den Rang ablaufen konnte.

Im September 1937 veröffentlichte der britische Altanglist Tolkien das Kinderbuch *The Hobbit or There and Back Again*, das eigentlich als Geschichtensammlung für seine Söhne entstanden und nie zur Veröffentlichung gedacht war. Nach dem Krieg erschien in drei Bänden die längerfristig geplante Erzählung vom Ringkrieg und den neun Gefährten, die ausziehen, um den einen Ring und mit ihm den dunklen Herrscher Sauron ein für alle mal zu vernichten – Tolkiens Herr der Ringe. 1977 folgte posthum die Veröffentlichung des weniger bekannten Silmarillion, Tolkiens großer Mythensammlung, der Vorgeschichte zu Hobbit und Herr der Ringe, auf die in beiden Werken des öfteren angespielt wird. Völlig zurecht werden die beiden bekannten Veröffentlichungen auch mehr als 50 Jahre nach Ersterscheinung zur absolut lesenswerten Literatur gezählt und erlebten in den vergangenen zehn Jahren durch Peter Jacksons Verfilmungen einen Popularitätsaufschwung.

Die Filme erzählen Tolkiens spannende Heldengeschichten nach; was sie keinesfalls können: die große Detailverliebtheit und die wohldurchdachte Tiefe der Bücher weitervermitteln.

Kurz nach Veröffentlichung verglich der britische Autor C.S. Lewis im *Times Literary Supplement* den Hobbit mit einem damals unbestrittenen Meilenstein und Klassiker der Kinderliteratur: „Alice [im Wunderland] wird von Kindern mit großem Ernst gelesen, während Erwachsene es äußerst belustigend finden. Der Hobbit dagegen wird seinen jüngsten Lesern am witzigsten erscheinen, und erst Jahre später [...] werden sie leise ahnen, welche geschickt verpackte Gelehrsamkeit und profunde Gedankenwelt darin steckt, die das Buch so ausgereift, so freundlich und auf seine Art so wahrhaftig machen."

Wenngleich dieser Vergleich sicher von der engen Freundschaft zwischen Tolkien und Lewis beeinflusst war, spricht er im Kern wahre Punkte an. Der Hobbit ist eine fantastische Geschichte voller Spannung, Abenteuer, Wundern und kleinen Albernheiten, selbst in den bedrohlichsten Momenten, geschrieben von Tolkien, um seinen Kindern vorzulesen. Wenn Bilbo und die Zwerge im Düsterwald von Spinnen gejagt werden – für den arachnophoben Tolkien der Inbegriff des Grauens – stimmt jener ein heiteres Spottlied auf die Spinnen an und nimmt der Szene viel von ihrer bedrückenden Schrecklichkeit. Andere Stellen könnten zuhauf aufgezählt werden; allein der ebenso tollpatschige wie dicke Zwerg Bombur ist eine Quelle steter Erheiterung.

Bei allem Überschwang und aller Leichtigkeit sind Tolkiens Schriften aber nicht ohne jeden Ernst entstanden. Tolkien schrieb seit seiner Studienzeit an einer christlich-englischen Sagensammlung einer fiktiven Vorvergangenheit der Welt, vergleichbar mit Beowulf oder den Artus-Legenden. *Middle-earth* ist nichts als die englische Übersetzung von *midgard*, die Welt der Menschen eben, wie sie aus den nordischen Sagenzyklen bekannt ist. Der Hobbit ist der Stereotyp des urgemütlichen Engländers, der mit der Pfeife im Mundwinkel seinen Warwickshire-Garten pflegt und pünktlich zum Tee daheim ist. Wer mit ein wenig Fantasie die Inszenierung der Industriellen Revolution in der Eröffnung der 2012er Olympischen Spiele mit den Auenland- und Isengart-Szenen in Peter Jacksons Filmen vergleicht, kann kaum ignorieren, dass

Tolkien im Herr der Ringe offensichtlich eine mystische Nacherzählung der britischen Industrialisierung vornimmt: Das Auenland ist seine englische Heimat vor der Zerstörung durch Fabriken, die Tolkien selbst als Heranwachsender in Birmingham erfahren musste!

Nach dem frühen Tod von Tolkiens Vater war die Mutter gegen erhebliche Widerstände ihrer Familie zur katholischen Kirche konvertiert, woraufhin ihr die finanzielle Unterstützung größtenteils gestrichen wurde. Die beiden Tolkien-Brüder mussten mit ihrer Mutter vom Land in die Stadt ziehen und dort mehrfach die ärmlichen Wohnungen wechseln. Als Mabel Tolkien wenige Jahre später verstarb, überließ sie ihre jugendlichen Söhne als Waisen in der Obhut von Fr. Francis Morgan vom Birmingham Oratory. Tolkien selbst blieb – tief beeindruckt vom Glaubenszeugnis seiner Mutter, die er Zeit seines Lebens fast als Märtyrerin in hohen Ehren hielt - überzeugter und engagierter Katholik; sein ältester Sohn wurde Priester. Einzelne Essays (vor allem *On Fairy-Stories* über die Bedeutung von Mythen) und einige seiner Briefe sind sehr reich an theologischen und geistlichen Gedanken und absolut lesenswert! Seine großen Werke sind durch und durch von den eigenen Erfahrungen und Überzeugungen geprägt. Sie sind von Grund auf christlich; überall scheint Tolkiens Glaube durch.

In einem BBC Radiointerview im Januar 1971 gab Tolkien aber zu bedenken, der Held Bilbo sei wohl weniger Verkörperung speziell christlich-katholischer Werte und Tugenden, vielmehr vor allem eine „Allegorie des Menschengeschlechts“ insgesamt. Und so sind auch die Themen des Hobbit die großen Themen der Menschheit als Ganzes. Der Hobbit ist ein Epos über Wachsen und Reifen, über Mut, Verzweiflung und Hoffnung, über Vergebung und vor allem über Geborgenheit und Heimat.

Tolkien stellt die Hobbits vor als das denkbar gemütlichste unter den Völkern; Tee kochen, Pfeife rauchen, mindestens fünf Mahlzeiten am Tag, Aufregung um jeden Preis vermeiden. Bilbo Beutlin, ein im Prinzip durchschnittlicher Hobbit, wird durch den Besuch der Zwerge jäh aus diesem bequemen Alltag herausgerissen und in ein Abenteuer gestürzt, das ihn von Tag zu Tag weiter von daheim wegführt. Wider alles Erwarten besteht er die fantastischsten Abenteuer unversehrt; oft durch pures Glück, manches Mal aber vor allem aufgrund seines Mutes, der ihm sogar den lange verwehrten Respekt der Zwerge einbringt.

Mit unbezwingbarem Willen und nicht versiegendem Mut setzen sie ihre Fahrt fort, doch immer wieder denkt Bilbo wehmütig an die jetzt so ferne und auch fremde Heimat zurück, nach der er sich sehnt. Im Herr der Ringe erfahren wir dann, dass sich Bilbo aber nie wieder ganz zu Hause fühlte nach seiner Rückkehr ins Auenland.

Die Heimat ist auch das Ziel der Zwerge unter ihrem Exil-König Thorin. Sie versuchen, das verlorene Königreich vom Drachen Smaug zurückzuerobern. Die Hoffnung auf die Heimat treibt sie gegen alle Widerstände weiter an – ihre Gier, ihr Egoismus drohen am Ende des Hobbit alles Gewonnene zunichte zu machen. Die Überwindung derselben legt schließlich das Fundament für die Gemeinschaft des Ringes im Herrn der Ringe und ist somit Ausgangspunkt des endgültigen Sieges über Sauron.

Ein tiefer *sense of exile* und unser Verlangen nach dem Garten Eden, schreibt Tolkien seinem Sohn Christopher gegen Ende des 2. Weltkriegs (Letter 96), sei allen Menschen eingegeben. Wahre Heimat und die Sehnsucht danach als die treibende Kraft allen (menschlichen) Handelns – davon erzählt letztlich der Hobbit auf ganz unscheinbare, kindliche, erheiternde und eindrückliche Weise.

Literatur

J.R.R. Tolkien: Der Hobbit oder Hin und zurück.
Mit Illustrationen von Alan Lee. ISBN: 978-3-608-93800-5 (mit Illustrationen von Alan Lee, der gemeinsam mit Jon Howe auch maßgeblich an der Optik der Jackson-Filme beteiligt war)

Humphrey Carpenter: J.R.R. Tolkien. Eine Biographie ISBN: 978-3-608-93431-1

J.R.R. Tolkien: Der Herr der Ringe. ISBN: 978-3-608-93999-6

Blumenhaus Görlich-Dorsch

Meisterfachbetrieb seit mehr als 65 Jahren

Ihr kompetenter Partner in Frankfurt für:

Floristik

- Florate Dekorationen für Zuhause, Büro und Geschäftsräume
- Besonderheiten zu den jährlichen Festzeiten
- Besondere Arrangements für Ihre festlichen Anlässe

Gärtnerei

- Grün- und Blühpflanzen, Schnittblumen
- Gartengestaltung und Gartenpflege

Friedhofsgärtnerei

- Grabgestaltung und Grabpflege
- Dauergrabpflege

FLEUROP bringt's.

Mitglied im Verbund überprüfter Meisterbetriebe

Fleurop-Service und Auftragsannahme per Fax oder E-Mail.

Hainer Weg 259 / 60599 Frankfurt-Main
Tel.: 069 - 68 42 60 / Fax: 069 - 68 26 76

Ausstellungsfäche in der
Darmstädter Landstraße 268-279

E-Mail: service@blumen-goerlich.de

Öffnungszeiten:

Mo - Fr:	8.00 - 18.30 Uhr
Sa:	9.00 - 15.00 Uhr
So:	10.00 - 13.00 Uhr

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Am 20. Juni 2014 hat die Christliche Hochschule Lettlands ihrem Gastprofessor Dr. phil.-hist., Dr. theol. habil., Dipl. Psych. Klaus Kießling die Ehrendoktorwürde verliehen. Während des Festaktes in orthodox-liturgischem Rahmen begründete der Senat der Hochschule seine einstimmige Wahl mit einem vierfachen Verdienst des Geehrten:
(1) seiner Entwicklung einer Kriteriologie des interdisziplinären Dialogs und seinen Beiträgen zur praktisch-theologischen Forschungsmethodologie;
(2) seinem religionspädagogischen, pastoralpsychologischen und theologisch-anthropologischen Forschen und Lehren auf europäischer und internationaler Ebene;
(3) seiner diakoniewissenschaftlichen Projektarbeit sowie seiner Mitwirkung an einer diakonischen Weltkirche und einer weltkirchlichen Spiritualität;
(4) seinen beständigen und nachhaltigen Beiträgen zum inhaltlichen Fundament und zur strategischen Weiterentwicklung der Christlichen Hochschule Lettlands.
Die Laudatio hielt die Hochschulrektorin, Professorin Skaidrīte Gūtmane. Die Ehrung nahm die Ratsvorsitzende des Hochschulwesens der Republik Lettland vor, die frühere Bildungs- und Wissenschaftsministerin Professorin Baiba Rivža, Universität Riga. Daraufhin hielt Dr. h.c. Klaus Kießling seinen Vortrag: „*Deacony – Presence in the Spirit of God's Solidarity*“. Zahlreiche Studierende und Dozierende, hochrangige Vertreter der Orthodoxen und der Katholischen Kirche, Musikerinnen und Sängerinnen trugen mit ihren Beiträgen zum festlichen Charakter der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Professor Klaus Kießling bei, den ersten katholischen und bisher jüngsten Doctor honoris causa dieser staatlich anerkannten Hochschule an der Rigaer Bucht.

Nell-Breuning-Institut

Vor allem drei Projekte prägen derzeit die Arbeit des Nell-Breuning-Instituts: Seit Dezember 2013 unterstützt Isabell Merkle die von der Deutschen Bischofskonferenz eingesetzte Sachverständigengruppe „Weltwirtschaft und Sozialethik“ bei der Erstellung einer Studie zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen von Hausangestellten. Unter der Projektleitung von Bernhard Emunds soll eine Analyse der weltwirtschaftlichen Aspekte von *domestic work* durch eine ethische Einschätzung von bezahlter Hausarbeit in Privathaushalten und durch einige politische Reformvorschläge ergänzt werden. Von Dezember 2014 an werden Prisca Patenge und Bernhard Emunds im Auftrag der „Aachener Grundvermögen Kapitalanlagegesellschaft mbH“ ein dreijähriges Projekt über kirchlichen Immobilienbesitz in Angriff nehmen. Vermittelt über die Aachener Grundvermögen investieren u.a. Diözesen und Bischöfliche Stühle in Gewerbeimmobilien in deutschen Innenstädten. Gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Moraltheologie an der Mainzer Johannes Gutenberg-Universität (Prof. Dr. Stephan Goertz) sollen die verschiedenen ethischen Aspekte dieser Immobilienanlage reflektiert werden. Das ebenfalls auf drei Jahre angelegte Projekt „Was sollen Banken tun? Zur Bedeutung von Rationalität und Legitimität im Bankensystem“ wird das Institut vom Frühjahr 2015 an gemeinsam mit dem Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) und der Sparkassenakademie Hessen-Thüringen durchführen. Das Nell-Breuning-Institut wird in diesem Kontext untersuchen, welche Rationalitäts- und Legitimitätsvorstellungen in Printmedien an Banken herangetragen werden und wie diese aus wirtschaftsethischer Sicht einzuschätzen sind.

Institut Dogmen- und Liturgiegeschichte

Am Institut für Dogmen- und Liturgiegeschichte wird momentan die Drucklegung einer Schrift zu Seraphim von Sarov (1759-1833) abgeschlossen, einem in Ost und West bekannten Heiligen. Zusammen mit einem Überblick zu seinem Leben und einer Hinführung zu seiner prägenden geistlichen Gestalt, die separat veröffentlicht werden, sind damit erstmals im Deutschen sein Offizium und sein Akafist vollständig übersetzt vorgelegt.
Das Offizium für das Stundengebet an seinem Festtag (14./2. Januar) entstand zu seiner Heiligsprechung 1903, ebenso der Akafist, ein mehrstrophiger Hymnus, der einer katholischen Andacht vergleichbar ist. In beiden Gottesdiensttexten wird das Eigene der traditionellen russisch-orthodoxen Verehrung des hl. Seraphim spürbar, deshalb wird die weitgehend wortkonkordante, am kirchenslavischen Original orientierte Übersetzung von einer Einführung und Erläuterungen begleitet, die Schriftzitate und Anspielungen auf die byzantinische Liturgie sowie die offizielle Biographie des - neben Nikolaus von Myra - wohl beliebtesten russischen Heiligen erschließen.

Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

Seit Anfang September arbeitet Dr. Klara Csiszar am Institut für Weltkirche und Mission. Sie ist für ein Forschungsprojekt mit dem Titel „Entwicklung eines integralen Missionsbegriffs“ zuständig, bei dem zum Beispiel das Verhältnis von Martyria und Diakonia im missionarischen Handeln reflektiert wird. Dr. Csiszar wurde mit einer kirchengeschichtlichen Arbeit an der Universität Cluj Napoca in Rumänien promoviert. Ihre Habilitation mit einer pastoraltheologischen Studie an der Universität Wien (Betreuer: Prof. Zulehner) steht kurz vor dem Abschluss.
Im Frühjahr hat das IWM einen Studientag zum Thema „Eine arme Kirche für die Armen“ gemeinsam mit dem Nell-Breunig-Institut veranstaltet. Referenten aus unterschiedlichen theologischen und weltkirchlichen Bereichen (Dr. Francisco de Aquino Júnior, Prof. Dr. Bernhard Emunds und Sr. Agnes Lanfermann MMS) sind der Frage nachgegangen, zu welcher Armut die Kirche berufen ist, die Papst Franziskus als die vielleicht wichtigste theologale Kategorie ausgewiesen hat. Die Beiträge werden voraussichtlich im kommenden Frühjahr in der Reihe „Weltkirche und Mission“ publiziert.
Aus einem vergangenen Studientag des IWM ist mittlerweile eine Aufsatzsammlung mit dem Titel „Migration als Ort der Theologie“ hervorgegangen (hg. von Tobias Keßler CS). Darin wird die theologische Relevanz des Phänomens in den Blick genommen, sofern die Globalisierung menschlicher Mobilität nicht nur als „Zeichen der Zeit“, sondern auch als ein theologiegenerativer Ort erkannt werden kann.
Im August fand die Kurswoche „Einführung in die deutsche Kirche und Gesellschaft“ des Stipendienprogramms Albertus Magnus statt. In Kurseinheiten und Exkursionen wurde den 13 teilnehmenden Stipendiaten die Besonderheiten der deutschen Kirche (zum Beispiel Gemeindestrukturen, pastorale Berufe, Kirchenfinanzierung) näher gebracht.
Als nächste Veranstaltung des IWM findet im März 2015 die Jahrestagung statt, die sich mit der Frage beschäftigt, inwiefern Theologie und Kirche Impulsgeber für eine nachhaltige Entwicklung sein können.

Hugo von Sankt Viktor-Institut

Schwerpunkt der Arbeit in diesem Sommer war die Vorbereitung und Organisation eines internationalen und interdisziplinären Forschungskongresses am Erbacher Hof in Mainz vom 4. bis 6. September. Er stand unter dem Thema: „Der Papst und das Buch im Spätmittelalter (1350-1500) – Bildungsvoraussetzung, Handschriftenherstellung, Bibliotheksgebrauch“. Wissenschaftler aus Deutschland, Spanien, Großbritannien, Frankreich und der heutigen päpstlichen Bibliothek in Rom diskutierten das Verhältnis zwischen dem höchsten Leitungsamt der katholischen Kirche und der Geschichte des Mediums Buch unter historischen und theologischen Aspekten. Den Ergebnisband werden wir im Laufe der nächsten beiden Jahre veröffentlichen.
Am 1. August 2014 hat ein neues DFG-Projekt begonnen. Es steht unter dem Thema: „Der Viktoriner Chronist Johannes von Toulouse (+ 1659): Kritische Edition seines Frühwerks (*Recueil historique* und *Congregatio Victorina*)“. Dr. Anette Löffler betreut das Projekt. Johannes von Toulouse hat im 17. Jahrhundert in mehreren Werken die Geschichte der Abtei und ihrer Personen geschrieben. Neben den Maurinern, den ebenfalls in Paris tätigen Benediktinern aus Saint-Germain-des-Prés, handelt es sich um ein weiteres Beispiel frühneuzeitlicher kritischer Geschichtsschreibung.
Im ersten Teil unseres Projektes wird das *Recueil historique*, eines der wenigen autographen Werke des Johannes von Toulouse, ediert und inhaltlich erschlossen. Der besondere Wert dieser Handschrift liegt in der Anlage eines Professbuches, das den Hauptteil des Codex darstellt, durch Toulouse selbst. Darin hat er prosopographische Daten zu allen in der Abtei Sankt Viktor lebenden Chorherren vom Jahr 1303 an zusammengetragen. Er kann dafür auch auf heute nicht mehr vorhandene Quellen zurückgreifen. Zugleich nimmt er eine Wertung der „Leistung“ der einzelnen Konventualen vor. Diese einzigartige Quelle soll nach Abschluss der Edition als Druck erscheinen, zusammen mit dem Werk Congregatio Victorina. Derzeit sind die Arbeiten an der Erstlesung im vollen Gange.

„Das ist die erste Adventsbotschaft: Vor dem Letzten wird die Welt ins Beben geraten. Und nur da, wo der Mensch innerlich nicht an falschen Sicherheiten hängt, da wird sein Auge fähig sein, den Letzten zu sehen und den Dingen auf den Grund zu kommen und sich selbst und sein Leben zu bewahren vor diesen pädagogischen Schrecken und Schrecknissen, in die dann Gott, der Herr, die Welt versinken lassen muss, damit wir, wie Paulus sagt, vom Schlaf erwachen und sehen, es ist ab und zu Zeit, zu sagen: gut es war Nacht, aber lasst es Nacht gewesen sein, und entschließen wir uns jetzt zum Tag und zwar mit Entschlüssen, die eben kommen aus diesen erlebten Schrecknissen aus diesen erlebten Zusammenhängen und die deswegen gerade in der Unsicherheit unerschütterlich sind."

Alfred Delp SJ

Illustration: Elke Teuber-S

Die Bischofssynode als synodaler Prozess

Weltkirche

BERND HAGENKORD SJ
Leiter der deutschsprachigen Redaktion von Radio Vatikan

Die Weltkirche hat ihre institutionelle Stellung im Vatikan gestärkt. Das ist eines der Ergebnisse der Reformen von Papst Franziskus.
Spätestens seit dem Fragebogen zu Ehe und Familie im vergangenen Jahr wissen wir, dass dies eines der Hauptanliegen des Papstes ist. Das Sekretariat hat eine neue Leitung, der Papst wolle dieses von Papst Paul VI. eingeführte Instrument besser als in der Vergangenheit nutzen, so sagen es jedenfalls die Eingeweihten. Und er tut es dadurch, dass er nicht etwa nur eine Synode zu einem Thema einberuft, er gestaltet einen synodalen Prozess.

Der Fragebogen

Begonnen hatte Papst Franziskus diesen Prozess mit der Benennung des Themas und dem berühmten Fragebogen. Damit war das Thema in der Welt und die Welt – nicht nur Europa – diskutierte. Bereits damit war klar, dass die Synoden zwar die Orte der Beratung sein werden, aber dass dazu Input aus der ganzen Kirche erwartet und gewünscht wird.

Dann gab es das Konsistorium, also die Versammlung der Kardinäle im Februar dieses Jahres, bei dem auf Bitten des Papstes Kardinal Walter Kasper einen Vortrag gehalten hat. Die dort angesprochenen Thesen sind scharf angegangen worden, aber Papst Franziskus hat danach ausdrücklich für diese Gedanken gedankt. Wie wichtig das war, hat sich auch während der Synode gezeigt: Die von Kardinal Kasper angefragten Themen standen nicht im Zentrum der Debatte, legten den Finger aber auf die schwierigen Themen. Die sollten offenbar nicht umgangen werden.

Bereits hier zeigte sich, wie flexibel das Ganze ist und wie wenig kontrollierbar. Erst sollte der Vortrag von Kardinal Kasper „geheim“ bleiben, aber eine dem Kardinal nicht wohl gesonnene italienische Zeitung

Wartet auf Inputs aus der ganzen Kirche: Bischofsynode in Rom. Foto: Bernd Hagenkord

hatte ohne seine Zustimmung den Text veröffentlicht. Also ist Kardinal Kasper zum Papst gegangen und hat sich die Erlaubnis zur Veröffentlichung geholt. Danach brach vor allem in italienischen Medien eine unschöne Kampagne über ihn herein, in der Kardinal Kasper alles Mögliche unterstellt wurde. Das gleiche dann während und nach der Versammlung der Synode: Kardinal Kasper wurde zum Buhmann eines Teils der Kirche, der schlicht über einige Themen nicht sprechen will. Auch hier: Die Debatte wird nicht mehr nur in der Synodenaula geführt.

Prozessorientiert

Jetzt hat die Weltkirche ein Jahr Zeit, über die Ergebnisse zu sprechen und die kommende Synode, eine ordentliche Versammlung der Bischofssynode mit gewählten Mitgliedern, dadurch vorzubereiten. Der Papst hat in seiner Schlussansprache das Wort ‚*Lineamenta*' gebraucht, das Fachwort für ein Vorbereitungsdokument für eine Synode. Genau das ist der nun vorgelegte Text.

Das gibt mir die Gelegenheit, noch einmal in *Evangelii Gaudium* zu blättern, dort zeigt der Papst, dass er Vertrauen in Prozesse setzt und allem Zu-Schnellen misstraut. Es ist das erste der „Vier Prinzipien", die er dort nennt, Prinzipien, die man „pastoralphilosophische Prinzipien" nennen könnte. Es hat den Titel „Die Zeit ist mehr wert als der Raum":

„Dieses Prinzip (des Vorrangs der Zeit) erlaubt uns, langfristig zu arbeiten, ohne davon besessen zu sein, sofortige Ergebnisse zu erzielen. Es hilft uns, schwierige und widrige Situationen mit Geduld zu ertragen oder Änderungen bei unseren Vorhaben hinzunehmen, die uns die Dynamik der Wirklichkeit auferlegt. Es lädt uns ein, die Spannung zwischen Fülle und Beschränkung anzunehmen, indem wir der Zeit die Priorität einräumen. (..) Dem Raum Vorrang geben bedeutet sich vormachen, alles in der Gegenwart gelöst zu haben und alle Räume der Macht und der Selbstbestätigung in Besitz nehmen zu wollen. Damit werden die Prozesse eingefroren. Man beansprucht, sie aufzuhalten. Der Zeit Vorrang zu geben bedeutet sich damit zu befassen, Prozesse in Gang zu setzen anstatt Räume zu besitzen." (EG 222-223)

Hier können wir lesen, wie der Papst sich Veränderung vorstellt. Dabei steht nicht sofort die Gültigkeit der katholischen Lehre auf dem Spiel, aber dass die zu debattierenden Fragen theologisch ernst zu nehmen und nicht mit Verweis auf die Vergangenheit und auf Lehrbücher allein zu klären sind, das hat sich bereits jetzt gezeigt. Und das bringt uns zu einem weiteren Feld, dem Inhalt.

Reformen wachsen lassen

Familie ist ein Zentralbegriff des Menschlichen. Gleichzeitig ist sie in ihrer Sozialform Wandel unterworfen, eine Familie heute und hier ist etwas ganz anderes als eine Familie noch vor 70 oder 100 Jahren oder eine Familie in Afrika oder Indien.

In der ersten Woche der Synode ist das sehr praktisch und sehr pastoral besprochen worden, offen, kontrovers und voller Respekt vor den jeweiligen kulturellen Umständen. Die Zusammenfassung dieser Beratungen ist dann sehr kritisch aufgenommen worden, man war in der Aula auch überrascht, welches Medienecho der Text bekam. Aber das Vorgehen zeigt die Dynamik des Prozesses, wie ihn Papst Franziskus will. Alle Versuche, Themen von den Beratungen zu verdrängen, schlagen fehl. Das zeigt auch die Entscheidung des Papstes, den gesamten Abschlusstext samt Stimmzahlen zu veröffentlichen, nicht nur die Teile mit Zwei-Drittel-Mehrheit.

In seiner beeindruckenden Schlussansprache hat Franziskus dann noch einmal hervorgehoben, dass er sich als Garant der Einheit versteht, der solch dynamische und offene Debatten erst möglich macht. Ganz ungewöhnlich: Mehrfach zitierte er den CIC, um sein Amt in diesem Prozess zu beschreiben und die volle, unmittelbare, universelle ordentliche Autorität des Papstamtes ins Spiel zu bringen. Es ist dem Papst ernst mit den Reformen, und die Bischofssynode ist eines der Felder, an dem man sehen kann, wie diese Reformen wachsen.

Eine Heimat zum Mitnehmen

MELANIE PEETZ
Dozentin für Einleitungswissenschaften und Exegese des Alten Testaments

Wer eine Reise nach Jerusalem unternimmt und dort die Klagemauer in der Altstadt besucht, wird spüren, dass die Sehnsucht nach dem Tempel im Judentum groß geblieben ist. Nicht nur ultraorthodoxe Juden beten dort – Männer und Frauen separiert in Boxen. Ihre abgegrenzten Räume unter freiem Himmel erinnern an einen Schulhof oder an einen Squash-Platz. Die zahlreichen betenden Besucher sind wenig erstaunlich. Schließlich gilt der früher an die heutige Klagemauer angrenzende Tempel als Ort der nächsten Nähe Gottes. Die Sehnsucht nach dem Tempel ist also Sehnsucht nach Gott.

Die erste Wohnstätte Gottes

Nach biblischer Darstellung war die erste Wohnstätte Gottes aber gar kein festes Haus, kein Tempel an einem bestimmten Ort, sondern ein transportables Heiligtum. Als der Herr, JHWH, sich nämlich Israel am Sinai offenbart, ihm Gebote und Satzungen gibt, mit Israel den Bund schließt und es dadurch zu seinem Volk macht, befindet sich Israel auf Wanderschaft. Wie also sollte Gott nach seiner Offenbarung am Sinai bei seinem umherziehenden Volk bleiben können, wenn nicht durch ein portables Heiligtum? Nach Errichtung des Zeltheiligtums, lässt sich die Wolke als Zeichen der Anwesenheit Gottes im Heiligtum nieder. Das Heiligtum wird damit zum „mitgehenden Sinai" (Erich Zenger). Gott zieht mit seinem wandernden Volk.

Bemerkenswert ist: Es gibt keine Beschreibung vom so genannten Zeltheiligtum. Es gibt aber eine sehr ausführliche Darstellung seiner Herstellung. Und zwar gleich zweimal: einmal als Anweisung Gottes an Mose und einmal als Ausführung durch durch Israels Künstler.

Als Voraussetzung für die *Schechina*, also die Einwohnung Gottes inmitten seines Volkes, wundert es nicht, dass diese zweifache Beschreibung der Konstruktion einen außerordentlich großen Raum in der Bibel einnimmt. Nicht weniger als elf Kapitel handeln davon. Gemeint sind die Kapitel Exodus 25-31 und Exodus 35-40.

Im hebräischen Text trägt dieser Bau nun verschiedene Namen. Häufig wird er vereinfacht als *miqdasch*, als Heiligtum, oder auch als *mischkan*, als Wohnung bezeichnet, und schließlich auch als *ohel moed*, als Zelt der Begegnung. Die Bezeichnung „Begegnungszelt" findet sich innerhalb der Texteinheit über die Herstellung des Zeltes relativ spät, zum ersten Mal in Kapitel 28. In diesem und dem folgenden Kapitel wird beschrieben, wie sich die Begegnung zwischen Gott und Israel vollzieht, nämlich im Opfer.

Trotz der unbestreitbaren großen theologischen Bedeutung des Begegnungszeltes mag man sich mit seiner Konstruktion in der Bibel nicht gerne auseinandersetzen: Die ältere Exegese wertet diese Texteinheit regelrecht ab, als „Fremdkörper" der Tora. Die moderne Exegese ist bezüglich solcher Behauptungen vorsichtiger geworden, doch ist nicht zu verkennen, dass die Forschung bis heute eine Auseinandersetzung mit diesem Teil der Bibel scheut.

Der Grund für diese Zurückhaltung springt sofort ins Auge: Die Kapitel enthalten eine endlos wirkende monotone Aufzählung von Maßen und Materialien, von deren Verarbeitung und Verbindung. Wer die Beschreibung hört, wird mit einer Fülle von Details überflutet, die außerdem noch zweimal erzählt werden, zuerst als Anweisung und danach als Ausführung. Hinzu kommt: Die Beschreibungen geben größtenteils nur Handlungen wieder; Tätigkeiten, die nötig sind für die Herstellung des Heiligtums. Es geht um Zimmern, Weben, Verknüpfen …

Kein fertiger Raum, kein Bild

Als fertiger Raum wird das Heiligtum aber gar nicht beschrieben. Der Text spricht nicht von Dimensionen des Baus, sondern nennt Länge und Breite der Balken. Das hat aber – wie Franziska Bark in ihrer Monographie zum Zeltheiligtum ausführt – folgende Konsequenz: Beim lesenden Nachvollzug stellt sich kein Bild von dem Heiligtum in der Vorstellung der Lesenden ein. Wer also mit der Erwartung den Text liest, eine

Vorstellung vom Heiligtum als Ganzes zu bekommen, der wird enttäuscht.

Zu dieser (Nicht-)Vorstellung passt die theologische Bedeutung der so genannten Bundeslade, sie ist der wichtigste Gegenstand im Heiligtum. Sie soll im Allerheiligsten, im Innersten des Zeltes, aufgestellt werden (vgl. Ex 26,33). Im hebräischen Text wird die Bundeslade einfachhin *aron* genannt, was nichts weiter heißt als Kasten. In Gen 50,26 meint *aron* den Sarg Josefs und in 2Kön 12,10f und 2Chr 24,8 meint *aron* einen Kollektenkasten. Der Kasten in Ex 25,10, die Lade, ist in der Bibel deshalb so heilig, weil man sich vorstellt, dass JHWH unsichtbar über diesem thront (vgl. Lev 16). Eine solche Vorstellung von einem unsichtbaren Gott, die ja im Grunde gar keine ist, ist singulär. In den Religionen der Umwelt wird die Gottheit in Form eines Götterbildes repräsentiert. Die Gottheit ist in diesem Bild, in dieser Statue anwesend. In der biblischen Konzeption bleibt JHWH unsichtbar, radikal unverfügbar. Selbst die Lade kann nicht JHWHs Anwesenheit erzwingen – auch nicht seine unsichtbare Gegenwart. In 1Sam 4 zum Beispiel nehmen die Israeliten die Lade im Kampf gegen die Philister mit, weil sie glauben, die Gegenwart Gottes mache sie unbesiegbar. Doch Gottes Hilfe im Kampf gegen die Philister bleibt aus, und die Israeliten verlieren, sogar die Lade geht kurzzeitig verloren. Der biblische Gott wehrt sich also gegen ein magisches Verständnis seiner Bindung an ein Bildnis und überhaupt gegen die Verfüg- oder Erzwingbarkeit seiner Gegenwart.

Nicht zufällig wird die Darstellung des Zeltheiligtums durch die Erzählung vom Goldenen Kalb unterbrochen. Die Kapitel 32 bis 34 sind nach Franziska Bark ein Kontrastprogramm: Im Unterschied zum Offenbarungszelt, dem *mischkan*, ist das Goldene Kalb ein Objekt, das fabriziert wird. Es ist sofort gebrauchsfertig, konkret greifbar. Der *mischkan* ist dagegen ein Möglichkeitsraum der Begegnung mit Gott.

Haus Gottes ToGo Illustration: Elke Teuber-S

Israels Gott ist in Bewegung

Ein Weiteres: Im Unterschied zum mischkan ist das Goldene Kalb unbeweglich. Der Text in 25 bis 31 und 25 bis 40 unterstreicht die Mobilität der Wohnung Gottes. Minutiös wird das Anbringen von Stangen beschrieben. In Ex 25,11-15 lesen wir z.B.:

„… und du sollst an ihr [gemeint ist die Lade] ringsherum eine Goldleiste machen! Du sollst für sie vier Goldringe gießen und an ihren vier Füßen geben: zwei Ringe an der einen Seite und zwei Ringe an der anderen Seite! Du sollst Stangen aus Akazienholz machen und sie mit Gold überziehen! Du sollst die Stangen hineinstecken durch die Ringe an den Seiten der Lade, um die Lade an ihnen zu tragen (nāśā' = tragen). In den Ringen der Lade sollen die Stangen bleiben; man soll sie nicht aus ihnen entfernen.“

Das gleiche gilt auch für den Tisch des Heiligtums, für seinen Altar (Ex 25,25-28 und 27,4-7) und dann auch für den Räucheraltar. Der Text betont also mehrmals: Das Heiligtum ist tragbar, es ist ein transportabler Raum. Tragbarkeit ist ein Hauptmerkmal des Zeltheiligtums!

Dieser Aspekt findet eine Entsprechung im Gedanken des Heiligtums als mitgehender Sinai, der die Ausführung der Herstellung in Kapitel 40,36-38 abschließt und einen Ausblick auf die weitere Wanderschaft Israels mit seinem Gott im Zeltheiligtum gibt. In Kapitel 40 lesen wir:

„Sooft sich die Wolke erhob vom mischkan, brachen die Israeliten auf bei all ihren Wanderungen. Wenn sich die Wolke aber nicht erhob, dann brachen sie nicht auf, bis zum Tag, an dem sie sich erhob. Denn die Wolke JHWHs war tagsüber über dem mischkan und Feuer war in ihr nachts vor den Augen des ganzen Hauses Israel bei all ihren Wanderungen.“

Israels Gott wird also durch sein tragbares Heiligtum zu einem Gott in Bewegung.

Man kann sich an dieser Stelle fragen, was denn mit diesem mobilen Gott nach der Sesshaftwerdung Israels geschieht. Das Zeltheiligtum wird nach biblischer Darstellung zunächst in Schilo aufgeschlagen (vgl. Jos 18,1). Und schließlich wird das Zelt, oder besser seine heiligen Bestandteile, in den Tempel des Königs Salomos überführt. Mit der Lade zieht die Gegenwart

Gottes in den Tempel ein. Die Idee des Raumes als Ort der Begegnung mit Gott bleibt zwar auch in dieser Konzeption gewahrt, aber der Aspekt des beweglichen Heiligtums, der Aspekt des mitgehenden Sinai, bzw. Gottes, geht nun verloren. Gottes Präsenz ist jetzt an den Tempel in Jerusalem gebunden. Das tragbare Heiligtum verschwindet an dieser Stelle.

Auch die Lade wird dann auf einmal spurlos verschwinden. Vermutlich hat sie während der ganzen Königszeit im Tempel gestanden. Von ihrem Verbleib erfahren wir jedoch nichts. Denkbar wäre, dass sie von den Babyloniern bei der Eroberung Jerusalems im Jahre 587 zerstört wird oder als Kriegsbeute mitgenommen wird.

Im zweiten Tempel, der nach dem Exil in Babylon gebaut und eingeweiht wird, steht das Allerheiligste leer. Nach wie vor wird sich hier die nächste Nähe zu Gott vorgestellt – auch ohne Lade.

Hebräisch Lernen als Schlüssel zur Schatztruhe

Als dann der zweite Tempel zerstört wird – diesmal von den Römern – verschwindet das Heiligtum als solches aus der Geschichte Israels. Es wundert darum auch nicht, dass die Schrift, die Tora, im Judentum immer wichtiger wird. In ihr lebt die Überlieferung von Gottes erster Wohnung als beweglichem Raum weiter. Das Heiligtum kann nun lesend nachvollzogen werden, es nimmt in den Vorstellungen der Leserinnen und Leser der Schrift Wohnung. Diese Vorstellung schließt an den Gedanken von Heinrich Heine an, der die Tora ein „portatives Vaterland" genannt hat. Heine bringt damit ganz eindrücklich seine Erfahrung als in der Diaspora lebender Jude zum Ausdruck:

„Jetzt würdige ich den Protestantismus ganz absonderlich ob der Verdienste, die er sich durch die Auffindung und Verbreitung des Heiligen Buches erworben. Ich sage die Auffindung, denn die Juden, die das selbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet und es im Exile gleichsam wie ein portatives Vaterland mit sich herumschleppten, das ganze Mittelalter hindurch, sie hielten diesen Schatz sorgsam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutschen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinschlichen, um Hebräisch zu lernen, um den Schlüssel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg." (Geständnisse 1854)

So kann man in den Textpassagen Ex 25 bis 31 und 35 bis 40 vielleicht von der Tora als portativem Heiligtum sprechen. Als Lese- und Hörerlebnis innerhalb der Tora ist das Heiligtum erfahrbar, unabhängig von Ort und Zeit. Die Tora, der Text, erfüllt so letztlich die Funktion des Heiligtums, der Begegnung mit Gott, wenn auch auf eine ganz andere Art und Weise.

Literatur

Franziska Bark, Ein Heiligtum im Kopf der Leser. Literaturanalytische Betrachtung zu Ex 25-40, Stuttgart 2009.

Christoph Dohmen, Exodus 19-40, Freiburg 2004.

Benno Jacob, Das Buch Exodus, Stuttgart 1997.

Wolf Gunther Plaut, Exodus, Gütersloh 2000.

Erich Zenger, „Die Tora/der Pentateuch als Ganzes", in: Ders. u.a. (Hrsg.), Einleitung in das Alte Testament, Stuttgart 2012, 67-84.

Die Heiligen Drei Könige – eine Erfolgsgeschichte?

KLAUS KIESSLING
Professor für Religionspädagogik und Pastoralpsychologie

Eine Schriftbetrachtung zu den Heiligen Drei Königen wünschte sich die Redaktion des Georg – mit diesem Auftrag im Ohr fällt mir schon beim ersten Betrachten der Schrift ins Auge, dass in Mt 2,1-12 zwar Könige vorkommen, der neugeborene König der Juden auf der einen und König Herodes auf der anderen Seite, aber von dreien ist keine Rede, schon gar nicht von dreien auf dem Weg zur Krippe. Die Zahl von drei Geschenken – Gold, Weihrauch und Myrrhe – lässt vielleicht drei Schenkende vermuten, aber zwingend ist diese Schlussfolgerung nicht. Und davon, dass diese Schenkenden Könige seien, steht da auch nichts. Daher lässt eine Schriftbetrachtung zu den Heiligen Drei Königen wohl nicht nur an die Heilige Schrift denken, sondern auch an ihre Wirkungsgeschichte, insbesondere an die Mission der Sternsingerinnen und Sternsinger, die diese biblische Geschichte alljährlich von Neuem in Szene setzen und so dafür sorgen, dass diese Geschichte weiterhin Geschichte macht – und zu einer Erfolgsgeschichte der Heiligen Drei Könige wurde. Doch der Reihe nach.

Sternkundige mit Gold, Weihrauch und Myrrhe

Bei Matthäus sind Magier unterwegs, „Sternkundige", wie Fridolin Stier übersetzt. Sie kommen aus dem Osten, „aus Ländern des Aufgangs", näher ist ihre Herkunft nicht bestimmt. Vielleicht stammen sie aus Persien, vielleicht aus Babylonien, vielleicht aus Arabien. Sie haben einen Stern bei seinem Aufgang beobachtet und schließen daraus auf die Geburt eines Königs der Juden. Dass sie dieses Zeichen so lesen und verstehen, gründet wohl im Bileam-Orakel, wenn der heidnische Seher spricht: „Ein Stern geht in Jakob auf, ein Zepter erhebt sich in Israel." (Num 24,17)

Mit ihrem Suchen und Fragen lösen die Sternkundigen Verwirrung aus, ganz Jerusalem erschrickt – zusammen mit Herodes. In seinem Palast, im Zentrum der Macht, lebt schließlich kein Neugeborener. Dessen unbekannten Geburtsort erfragt Herodes bei seinen Hohenpriestern und Schriftgelehrten. Gleichwohl scheint er mehr zu wissen als die Sternkundigen, die nach dem König der Juden suchen, während Herodes den Neugeborenen ausdrücklich als den Messias bezeichnet. Von den Bewohnern seines Königreichs macht sich nach Mt 2,1-12 niemand in das nahe Bethlehem auf, stattdessen kommen heidnische Magier aus der Ferne, um dem Kind zu huldigen. Herodes trägt ihnen auf: „Geht und forscht genau nach dem Kind! Sobald ihr es gefunden, berichtet mir, damit auch ich hingehe und mich vor ihm tief verneige." Herodes versucht die Suchenden zu missbrauchen und zu seinen Spitzeln zu machen.

Jerusalem oder Bethlehem? Jerusalem ist der Sitz des Herodes, in Jerusalem werden am Ende auch die Feinde Jesu wohnen. Bethlehem dagegen wird zum Heilsort, mitnichten „die geringste unter den Fürstschaften Judäas". Die Sternkundigen jedenfalls folgen dem Stern zum Kind und zu seiner Mutter. „Und sie warfen sich nieder und verneigten sich tief vor ihm. Dann öffneten sie ihre Schatztruhen und brachten ihm Gaben dar: Gold und Weihrauch und Myrrhe." Sie teilen ihr Hab und Gut – über Landesgrenzen und religiöse Grenzen hinweg. „Und gewiesen im Traum, nicht zu Herodes umzukehren, entwichen sie auf anderem Weg in ihr Land." Der heuchlerische Herodes kommt hier nicht ans Ziel, sein Kalkül geht nicht auf, seine Machtmittel reichen nicht hin, er entscheidet sich daraufhin für mehr desselben.

Die Magier haben ihre Heimat verlassen, in der sie als Gelehrte anerkannt waren, sind in die Fremde gezogen, in der sie niemand kennt, und markieren einen Aufbruch der Völkerwelt. Die Dreizahl ihrer Geschenke drückt königliche Ehrung aus, sie lässt aber nicht auf die Zahl der Sternkundigen schließen. Die Heiligen Drei Könige entstammen nachbiblischer Tradition, sie gelten als Vertreter der damals bekannten Kontinente und werden Caspar, Melchior und Balthasar genannt. Auch die Zuweisung von Gold

für den König, von Weihrauch für Gott, von Myrrhe für das Begräbnis setzt früh ein, aber nicht schon bei Matthäus. Dass die Magier zu Königen werden, mag daran liegen, dass in Psalm 72,10f verkündet wird, Könige würden aus der Ferne kommen und ihre Gaben bringen. Bei Matthäus aber ist der verheißene Messias der König – der König Israels, der König aller Völker, als der Menschgewordene derjenige, der jede irdische Allmacht in Frage stellt, und so der König der Herzen.

„Brich auf, mein Herz, und wandre!“

„Nicht nur Gott ist zu uns gekommen, sondern in Kraft dieser göttlichen Tat sind die Menschen selbst in Bewegung geraten, die Menschen selber gehen zu dem, der zu ihnen gekommen ist. Wir nennen ja dieses Fest, diesen ‚obristen Tag‘ (wie das Mittelalter ihn hieß): Dreikönig. Und so untheologisch und ungeschichtlich dieser liebe Name des gemeinten Festes auch sein mag, weil die Weisen aus dem Morgenlande an der Krippe weder den Gegenstand des Festes ausmachen, noch Könige waren und auch nicht sicher drei gewesen sind, so weist uns ‚Dreikönig‘ doch bedeutsam auf die Seite des Festgeheimnisses hin, daß die ersten Menschen aus der Ferne durch alle Fährnisse sich hindurchsuchten, wandernd und pilgernd, zu dem Kinde, das ihr Erlöser war. So ist dieser Tag das Fest der seligen Reise des gottsuchenden Menschen auf der Pilgerschaft seines Lebens, des Menschen, der Gott findet, weil er ihn suchte.

Wahrlich, wir lesen unsere *eigene* Geschichte, die Geschichte unserer ewigen Pilgerschaft, wenn wir die ersten zwölf Verse des zweiten Kapitels bei Matthäus lesen von den Magiern aus dem fernen Babylon, die vom Stern geführt, sich durch Wüsten durchschlugen und durch Gleichgültigkeit und Politik sich glücklich durchfragten, bis sie das Kind fanden und als den Heiland-König verehren konnten.“

Mit diesen Sätzen leitet Karl Rahner SJ über – von der biblischen Geschichte zu uns, die wir den Weg der Sternkundigen auf eigene Weise fortsetzen und weitergehen. Am Ende seiner Betrachtung formuliert er: „Brich auf, mein Herz, und wandre!“

Ein Kreislauf der Freude

Diejenigen, die alljährlich neu aufbrechen und diesen Weg unermüdlich weitergehen, sind die kleinen und großen Sternsingerinnen und Sternsinger. Sie haben einen weltbewegenden Kreislauf der Freude und der Solidarität in Gang gesetzt – erstmals 1959, Jahr für Jahr, bis heute. Im Jahr 2004 wurde der Bewegung der Sternsinger, getragen vom Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ und vom Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), der Westfälische Friedenspreis zuteil. In seiner Laudatio im Historischen Rathaus der Stadt Münster regte Karl Kardinal Lehmann eine religionspädagogische Würdigung der Aktion Dreikönigssingen an. Sie hat Erfolgsgeschichte geschrieben. So zutreffend diese bereits eingangs ins Wort gebrachte Wendung auch sein mag, sie wirft zugleich Fragen auf: Taugt Erfolg als theologische, gar als spirituelle Kategorie?

Erfolg ist keiner der Namen Gottes, wie wir seit Martin Buber wissen. Kommen mit der Erfolgsbilanz einer Aktion, mit der Zahl der daran Beteiligten und der Höhe des erzielten Spendenaufkommens nicht quantitative Messlatten ins Spiel – gegenüber qualitativ hochsensiblen und darum schützenswerten Geheimnissen? Zugleich aber sind wir ganz menschlich auf Erfolg angewiesen. Wenn er ausbleibt, geraten wir dann nicht unweigerlich in affektive Teufelskreise, die nach Kompensationen rufen, mitunter Lebenslügen ins Leben rufen, gar in Märtyrerrollen flüchten lassen und Mutlosigkeit schüren, anstatt segensreich zu wirken?

Was segensreich wirkt, erweist sich erst im genauen Hinsehen und Hinhören. Und genau darum ging es in jener religionspädagogischen Würdigung, die Michael Mähr und ich zusammen mit weiteren Mitwirkenden im Rahmen einer mehrjährigen empirischen Studie an unserer Hochschule erstellt haben.

Sternsinger und Dreikönige gehören zusammen: Fenster im Kindermissionswerk Foto: Kindermissionswerk

Sternsinger mit Kreide, Kronen und einer Dose
Auch eine Frankfurter Sternsingergruppe beteiligte sich an unserer Untersuchung. Befragt nach den schönsten Erlebnissen auf ihren weiten Wegen – „da haben mir die Füße wehgetan“ – kommen die Kinder zunächst auf manche Zurückweisung zu sprechen von „Leuten“, die wohl gar nicht wissen, „was das ist“, bevor sie sich der Frage nach den Höhepunkten widmen: „Die, die uns was gegeben haben …, die fand ich am besten“, meint eines der Mädchen, ein anderes erinnert sich: „… beim Weltladen, beim Weltladen“, und ein Junge ergänzt: „Das war schön, weil die uns ja sehr viel geschenkt haben – sau viele Plätzchen und dann noch so einen Orangensaft … wie beim Würstchenstand die Bratwurst“. Die Kinder zählen auf, was ihrer eigenen Stärkung diente, und zugleich bringen sie ihre Freude über die Spendenerfolge „für die Kinder in Madagaskar“ zum Ausdruck: „… dass manche 100 Euro gegeben haben“ und dass sie „sau viele Scheine“ und „dann sehr viele Münzen“ sammeln konnten.

Für die befragten Kinder ist sonnenklar, warum bei der Aktion Dreikönigssingen nicht Erwachsene für Erwachsene unterwegs sind: „… weil wenn das immer die Erwachsenen machen, ist es ja immer langweilig“. Schließlich gehe es darum, „dass die Kinder sich gegenseitig helfen“. Darum wollen sie auch „alleine singen“, denn „ohne einen Erwachsenen … kriegen wir einfach mehr Applaus“ und dann „auch mehr Spenden“.

Wie ihre biblischen Vorgänger haben die Sternsinger allerlei im Gepäck, zwar nicht Gold, Weihrauch und Myrrhe, aber Kreide, Kronen, eine Dose und vor allem Lieder, beispielsweise, wie ein Junge erklärt, vom „Weihnachtsschiff, wo dann Gott transportiert wurde“. Ein Mädchen erläutert, er meine „Es kommt ein Schiff, geladen …“, und fängt gleich feierlich zu singen an. Die Kreide ist gesegnet, und Segen bringen die Kinder in die Häuser: „Wir haben den in unserem Herz …“ – „Nein, wir haben den auch in unserem Mund, weil wir können den Segen aussprechen …“ – „Wenn wir so aufmachen, dann kommt der da rausgeflogen.“

Danach gefragt, was sie denn vermissen würden, wenn es im nächsten Jahr keine Sternsingeraktion gäbe, rufen sie erst „Oje“ aus, bevor sie ganz einsilbig antworten: „Gott“. Und einer unter ihnen erläutert, warum die Aktion unbedingt weitergehen müsse: „Aber ohne Sternsinger gibt es doch gar keinen Gott!“ Dazu passt die Auskunft, dass die Sternsinger mit dem Weihnachtsschiff Gott transportieren. Und „dann gäbe es keine Spenden für die armen Kinder“, und einer befürchtet, dass „die dann vielleicht auch sterben“. „Also ich komm nächstes Jahr wieder.“ Diese kindliche Treue schimmert auch in den Aussagen durch, mit denen die Kinder sich von Aktivitäten zu Halloween abgrenzen: „… die erschrecken ja die Leute“, „die sammeln ja nur Süßes“ und „für sich“ – im Unterschied zu „unserer Arbeit“, die die Kinder „ganz umsonst“ machen, „aus Spaß“ und „für die anderen Kinder“.

Kinder und ihre Mission
Kinder erweisen sich als Kinder mit einer weltkirchlichen Mission, und wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen (Mk 10,15). Kinder werden zu aktiven Trägerinnen und Trägern missionarischen Handelns gegenüber Erwachsenen und gegenüber Gleichaltrigen. Diese Botschafterinnen und Botschafter des Himmels zeigen eine diakonische Kompetenz, die nicht vom Himmel fällt, aber ihre Mission charakterisiert, die in allen Regionen dieser Welt auf Kinderrechte, ja auf die königliche Würde der Großen und der Kleinen pochen lässt und auf solidarisches Handeln drängt.

Im Horizont dessen, was sich mit dieser Studie religionspädagogisch abzeichnet, insbesondere zugunsten einer Kindertheologie und einer Kinderspiritualität, komme ich auf die Frage nach dem Erfolg zurück, auf den wir Menschen angewiesen sind, die Großen wie die Kleinen. Zugleich aber will ich die Janusköpfigkeit des Erfolgs ernst nehmen: Es kommt mir darauf an, die Treue zu einem Anliegen, das mich umtreibt, nicht vom erwarteten Erfolg abhängig zu machen – die Treue zu einem Anliegen, das ich mir im Horizont einer Berufung zu eigen mache und mir mit anderen zusammen angelegen sein lasse: „Nicht dem unberechenbaren Erfolg, sondern dem Anliegen gegenüber kann man treulos werden. Priorität kommt nicht dem Erfolg zu, sondern dem Anliegen, denn der Erfolg schwört keinen Treueeid.“ (Leo Karrer). Treue ist auf Dauer angelegt, sie macht unabhängig von Augenblickserfolgen. Und genau dafür sind die Kinder eindrucksvolle Vorbilder, auch wenn ich als Vater, auch als Lehrer weit davon entfernt bin, Kinder zu Heiligen zu erklären. Aber die Sternsinger knüpfen an den Rückweg der Sternkundigen an: Sie erzählen auf ihren weiten Wegen von dem, was ihnen widerfahren ist. Sie wirken als Vorbilder dafür, dass sie eben nicht nur in Sternstunden, sondern auch unter widrigen Umständen ihrem Anliegen, ihrem Auftrag, der sie treibt, treu bleiben. Wie die Sternkundigen in der Schrift.

Literatur

Leo Karrer, Erfolg und Segen in der Seelsorge?!, in: Georg Köhl (Hrsg.), Seelsorge lernen in Studium und Beruf, Trier 2006.

Klaus Kießling & Michael Mähr, „Die Sternsinger, wenn's die nicht gäbe!“ Eine empirische Studie, Ostfildern 2012.

Klaus Kießling & Klaus Krämer (Hrsg.), „Die Sternsinger, wenn's die nicht gäbe!“ Positionen und Perspektiven, Ostfildern 2012.

Karl Rahner, Kleines Kirchenjahr, München 1954.

Bei Schnee und Wind von Tür zu Tür: Die Sternsinger kommen. Foto: Kindermissionswerk

»Meistens positiv« – als Familie in der Seelsorge

Ein Interview mit der Familie Rocco

A

Alumni berichten

GEORG: Was bedeutet Familie für euch?
Marco: Eine Lebensbasis, die sehr wichtig ist. Man weiß, wofür man lebt und was eigentlich wirklich zählt.
Inge: Mit jemand anderem eine Partnerschaft zu haben, die ein Leben hält und die Basis dafür ist, dass man gemeinsam Kinder erzieht und ihnen alles Wichtige mitgeben kann.

Arbeit und Familie – ist das vereinbar?
Marco: Das ist wirklich eine Herausforderung. Die Arbeitszeiten sind immer unterschiedlich, am Wochenende und abends, manchmal bin ich auch mehrere Tage am Stück weg und übernachte woanders. Da muss man sich wirklich die Zeit für die Familie nehmen. Aber es klappt momentan ganz gut.
Inge: In der Zeit zwischen den Geburten der beiden Kinder habe ich auch in der Gemeinde gearbeitet und in der Schule unterrichtet, beerdigt und kleinere Projekte durchgeführt. Ich habe gemerkt, dass es doch sehr stressig war, da ich Isabella dann zur Betreuung bringen musste. Aber auf der anderen Seite war es auch sehr wichtig für mich, mal wieder rauszukommen und etwas außerhalb der Familie zu tun und neue Anregungen von außen zu bekommen. Diese Möglichkeit in der Elternzeit war sehr schön für mich, nicht nur Mutter sondern auch im Dienst der Kirche zu sein.

Arbeitet ihr als komplette Familie in der Pastoral anders?
Inge: Wir tauschen uns viel aus. Das ist für uns beide sehr bereichernd, wenn wir wissen was der andere macht. Manchmal geben wir uns gegenseitig etwas zum Lesen oder tauschen Ideen aus.
Marco: Außerdem ist natürlich mehr Verständnis für den Partner da, wenn einer mal viel weg ist. Man kennt den Beruf und weiß, dass es nicht nur darum geht, einen Beruf auszuüben, sondern wir haben die gleiche Glaubensüberzeugung dessen, was wir tun.

Wie ist die Reaktion auf euch als Familie in den Gemeinden und in der Jugendarbeit – beide im kirchlichen Dienst?
Marco: Meistens positiv.

Werdet ihr in der Gemeinde und Jugendarbeit eigentlich noch als Privatperson wahrgenommen?
Inge: Ich glaube, man wird als kirchlicher Mitarbeiter gesehen. Im Moment ist es für mich noch sehr angenehm, da ich in die Gemeinde einfach als Mutter kam und die Leute wussten, dass mein Mann hier arbeitet. So konnte ich ganz normales Gemeindemitglied sein.

Fällt es euch leicht, Beruf und Privates zu trennen oder redet ihr nach Dienstschluss immer noch über Gemeinde und Jugendseelsorge?
Inge: Ich denke, dass uns die Themen nach Dienstschluss noch beschäftigen, so schnell kann man da nicht abschalten. Aber man braucht das auch, um zu reflektieren, was gerade im Beruf los ist, gemeinsam besprechen hilft da sehr. Dann versuchen wir aber auch etwas anderes zu machen und den Beruf hinter uns zu lassen.
Marco: Der Beruf ist auch Teil der Persönlichkeit. Das kann man meiner Meinung nach nicht ganz trennen. Aber wenn ich irgendwo Teile fertigen würde, tangierten die mich nach Dienstschluss nicht mehr sonderlich.

Hat man als Mitarbeiter der Kirche eigentlich noch eine eigene Spiritualität oder glaubt man nur noch auf den Zweck hin – bin ich nur noch hauptamtlich aber nicht mehr spirituell?
Marco: Ich habe meine ganz eigene Spiritualität seit meiner Studienzeit. Ich nehme mir Zeit zum Bibel lesen und für theologische Bücher. Spiritualität meint für mich weniger eine Ausdrucksform meines Glaubens, sondern damit zu leben, dass ich auf der Suche bin. Jeder ist ja auf seine Weise spirituell auf der Suche.

Foto: Simeon Ulandowski

Inge: Ich finde es schön, dass man durch den Beruf oft den Anlass hat, die Schrift reflektieren zu müssen. Zu überlegen, wie ich etwas vermittle, sei es für Schüler aus der Oberstufe oder für Kinder beim Kreuzweg. Das ist gerade das Schöne an unserem Beruf: Dass er herausfordert, sich immer wieder neu mit den Texten zu befassen. Aber das heißt auch, in einer persönlich schwierigen Phase weiter normal arbeiten zu müssen.

Hat euch Sankt Georgen eine besondere Prägung mitgegeben?
Marco: Ja. Ein Punkt ist die geistliche Begleitung, mit der man viele Fragen, auch theologische, bedenken kann. Das ist für spätere seelsorgliche Aufgaben bereichernd.

Zu eurem Studium: Worüber habt ihr eure Diplomarbeiten geschrieben?
Marco: Ich habe über das gemeinsame Priestertum der Laien durch die Taufe geschrieben. Es beruht maßgeblich auf einer Stelle aus dem 1. Petrusbrief, dass alle durch die Taufe das König-, Priester- und Prophetenamt Jesu leben sollen.
Inge: Mein Thema war der mexikanische Wallfahrtsort der Jungfrau von Guadalupe, die Erscheinungen sind in einem Text in der indianischen Sprache überliefert; über die Theologie dieses Textes.

Ein kurzes Blitzlicht – woran erinnert ihr euch besonders gern?
Inge: An die vielen Spaziergänge durch den Park.
Marco: Semesterabschlussparty.

Was wollt ihr den Studenten in Sankt Georgen noch mitgeben?
Inge: Dass man in der Pastoral seinen eigenen Weg gehen muss. Man kommt mit der gewissen Sankt Georgener Prägung, zu studieren und gleichzeitig sein Leben zu reflektieren, dort an und das muss man sich beibehalten, um authentisch in der Pastoral arbeiten zu können.
Marco: Mein Wunsch ist, dass sie das Wissenschaftliche für sich immer ernst nehmen, aber trotzdem die Fähigkeit nicht verlieren, mit denen zu sprechen, die Theologie nicht akademisch betreiben. Das ist ja zum Weitergeben gedacht, nicht nur zur empirischen Reflexion. Das kann ich für mich selbst tun, aber im nächsten Schritt muss es weitergegeben werden. Bei meinen Jugendlichen käme ich sonst gar nicht an.

Wir danken Euch für das Gespräch!
Die Fragen für die Redaktion stellte Carolin Brusky.

Familie zwischen Lehramt und Realität

Einen gemeinsamen Akademischen Studientag (*Dies Academicus*) veranstalten Sankt Georgener Studierende und Lehrende am 19. November 2014. Der Studientag widmet sich Themen, die im Rahmen der Synode zu den „pastoralen Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung“ in Rom erörtert wurden.
Thomas Knieps, Professor für Ehespiritualität in Löwen, war an der Auswertung der belgischen Umfrage vor der Synode beteiligt. Er spricht in seinem Vortrag über die Spannungen, die sich nicht selten zwischen einem lehramtlichen Ideal von Ehe und Familie und dem gelebten Alltag auftun. Auf diese Spannung hat nicht zuletzt auch der Antwerpener Bischof Johan Bonny in seiner im Vorfeld der Synode veröffentlichten und seither viel diskutierten Denkschrift hingewiesen.
Mit Ute Eberl wirkt eine Theologin beim Akademischen Studientag mit, die nicht nur im Erzbischöflichen Ordinariat Berlin seit vielen Jahren in der Familienseelsorge arbeitet, sondern auch neben Kardinal Rainhard Marx als einzige deutsche „Hörerin“ (*Auditrix*) an der Familiensynode in Rom teilgenommen hat. Sie berichtet aus erster Hand von den dortigen Diskussionen.
Hubertus Brantzen schließlich ist Professor für Pastoraltheologie in Mainz. Bis Sommer 2014 war er Leiter des Ausbildungsseminars für Kapläne, Pastoralassistentinnen und -assistenten. Zusammen mit seiner Frau ist er in der Schönstatt-Familienbewegung engagiert und leitet eine Akademie für Ehe und Familie, die Paare zu Ehe- und Familientrainern ausbildet.
Neben den drei Hauptvorträgen bietet der Dies Academicus im Rahmen von Arbeitsgruppen vielfältige Gelegenheiten zu persönlichem Austausch über die Herausforderungen und Perspektiven christlicher Sexualmoral und Familienspiritualität.

Neue Hochschulleitung

Mit Schreiben vom 30. Juli 2014 hat der Großkanzler unserer Hochschule und Generalobere der Gesellschaft Jesu, Prof. Dr. Adolfo Nicolás SJ, Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ zum Rektor der Hochschule ernannt. Vorangegangen war die Wahl von P. Wucherpfennig zum Rektor und von Prof. Dr. Dirk Ansorge zum Prorektor durch die Hochschulkonferenz am 7. Februar 2014. Die Amtszeit des neuen Rektors und des Prorektors begann am 1. Oktober 2014 und endet am 30. September 2016.

Peter Lückemeier ist neuer Vorsitzender des Freundeskreises St. Georgen

Der Vorstand des Freundeskreises Sankt Georgen hat am 30. Juli 2014 Herrn Peter Lückemeier zu seinem neuen Vorsitzenden gewählt. Er löst Herrn Hans-Joachim Tonnellier ab, der seit 2010 an der Spitze des Freundeskreises stand und sich große Verdienste um die Errichtung der Stiftungsprofessur „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ erworben hat. Peter Lückemeier ist seit 1980 Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und seit 1990 einer ihrer beiden Lokalchefs, außerdem Autor zahlreicher Bücher. (Siehe auch Seite 48)

Dr. Thomas Hanke zum Dozenten ernannt

Pater Provinzial Dr. Stefan Kiechle SJ hat als Ständiger Vertreter des Großkanzlers mit Schreiben vom 8. Juli 2014 Dr. Thomas Hanke zum Dozenten für Philosophie ernannt. Die Ernennung ist auf drei Jahre befristet. Neben der Tätigkeit an unserer Hochschule wird Dr. Hanke sein Habilitationsprojekt an der Frankfurter Goethe-Universität weiterverfolgen.

Dr. Tobias Specker SJ zum Juniorprofessor ernannt

Mit Schreiben vom 5. Mai 2014 hat P. James E. Grummer SJ in Vertretung des Generaloberen der Gesellschaft Jesu und Großkanzlers unserer Hochschule, Prof. Dr. Adolfo Nicolás SJ, Pater Dr. Tobias Specker SJ zum Juniorprofessor für „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ ernannt. Die Ernennung von Pater Specker steht im Zusammenhang der Errichtung der gleichnamigen Stiftungsprofessur an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen zum 1. Oktober 2014.

PD Dr. Klaus Vechtel SJ zum Professor ernannt

Der Generalobere der Gesellschaft Jesu, Prof. Dr. Adolfo Nicolás SJ, hat in seiner Eigenschaft als Großkanzler der Hochschule Sankt Georgen mit Schreiben vom 7. April 2014 PD Dr. Klaus Vechtel SJ zum Professor für Dogmatik ernannt. Der Ernennung ging die Wahl zum Professor durch die Hochschulkonferenz am 6. Dezember 2013 voraus.

VERGANGENE VERANSTALTUNGEN

27.06.2014: Podiumsdiskussion vom Oswald von Nell-Breuning-Institut zu „Energiearmut“: „Verschärft der ökologische Umbau die Armut in Deutschland?“
4./5.07.2014: „Was soll ich tun? Was ist der Mensch? Zur Bedeutung der Anthropologie für die Ethik der Antike“ (Erbacher Hof, Mainz)
13.07.2014: Hochschul-Aufführung der Oper Dido und Aeneas (Henry Purcell)
23.07.2014: Verabschiedung von Prof. Dr. Rotraud Wielandt
30.09.-2.10.2014: Feierliche Eröffnung des Stipendienprogramms „Albertus Magnus“ des Instituts für Weltkirche und Mission (IWM) und anschließende Jahresakademie „Albertus Magnus“
24.10.2014: Festakt zur Einrichtung der Stiftungsprofessur „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“
11.11.2014: Tag der Kirchenmusik
12.11.2014: Ringvorlesung „Über Kreuzungen. Themen zwischen christlicher und islamischer Theologie“
12.11.2014: Ausstellung Praunheimer Werkstätten

KOMMENDE VERANSTALTUNGEN

26.11. / 10.12.2014 und 14.01. / 11.02.2015:
Ringvorlesungen

Jubilare

05.02.2015 Peter Knauer (80 J.)
22.02.2015 Michael Sievernich (70 J.)
06.03.2015 Friedhelm Mennekes (75 J.)
13.05.2015 Helmut Engel (75 J.)

Wenn es schön werden muss...
GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung
ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-65 24 83
Fax: 069-65 54 05
Unsere Kompetenz für ihre Gesundheit:
Susanne Jester
Raben Apotheke
Schweizer Str. 55 | 60594 Frankfurt/M.
Telefon: (069) 62 14 14 | Telefax: (069) 61 09 21 21
Öffnungszeiten: Mo-Fr: 08:00-19:00 Uhr, Sa: 08:30-14:00 Uhr
Susanne Jester
Hortus Apotheke
Offenbacher Landstraße 299 | 60599 Frankfurt/M.-Oberrad
Telefon: (069) 65 36 5 | Telefax: (069) 65 62 28
Öffnungszeiten:
Mo-Fr: 07:30-13:00 Uhr & 14:00-18:30 Uhr,
Sa: 08:30-13:00 Uhr
Zuhören | Beraten | Helfen

Der Kommunikator

An der Spitze des „Freundeskreises“ von Sankt Georgen steht nun Peter Lückemeier

Vorgestellt

CORNELIA VON WRANGEL
3. Semester Bachelorstudium Philosophie, Journalistin

Geht einer über den Flur und pfeift vor sich hin. Wagner zum Beispiel. Steuermann lass die Wacht! Steuermann her zu uns! Wer ist das? Peter Lückemeier. Er geht nun einmal pfeifend über den Flur, die Hand steckt dabei locker in der Hosentasche. Das heißt, manchmal pfeift er nicht, sondern lässt die Töne nur so ein wenig zischen. Egal ob morgens, mittags, abends. Das hat den Vorteil, dass man hört, wer kommt, und sich immer wieder fragen kann: Ja, hat er denn nie schlechte Laune? Hat er nicht oder nur ganz selten. Dann hat er sich vorher fürchterlich geärgert.

Über seine erste Begegnung in und mit Sankt Georgen hat er sich sicherlich nicht geärgert, allenfalls gewundert. Was macht ein Fußballtrainer in Sankt Georgen? Rat in Teamarbeit geben? Peter Lückemeier hat sich die Frage in seinem Erstlingswerk gestellt, das er über Sankt Georgen schrieb. Da war er ein junger Lokalredakteur, in der Rhein-Main-Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zuständig für Wirtschaft, Gewerkschaften und Kirchen, war so etwas wie ein rasender Kirchenreporter. „In diesem Raum werden auch sonst Vorträge gehalten, von Geistlichen oder Wissenschaftlern. Der Gast des heutigen Abends aber ist durch und durch profan“, merkte er an. Wie der Gast hieß? Helmut Schön, der die Deutschen einst zu Europa- und Weltmeistern machte: „Fachsimpelei über Fußball im Priesterseminar“, am 9. Mai 1980 stand der Artikel in der Zeitung.

Das alles ist eine ganze Weile her, mehr als drei Jahrzehnte. Peter Lückemeier ist immer noch bei der F.A.Z., seit 25 Jahren als einer der beiden Lokalchefs. Über Kirchen berichtet in der Redaktion zwar längst jemand anders. Lückemeier blieb der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen gleichwohl treu, er trat in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts dem „Freundeskreis“ bei, jetzt ist er sein Vorstandsvorsitzender geworden. Er sei schon immer von Sankt Georgen beeindruckt gewesen, sagt er, von den klugen Menschen dort. Beispielsweise von Oswald von Nell-Breuning, den er noch kannte, allerdings nur aus der Ferne. Hier der große Mann der katholischen Soziallehre, Berater von Regierungen und Parteien. Jahrgang 1890. Da der neugierige Lokalredakteur. Jahrgang 1950. Sollte es in der Absicht des Herrn liegen, dass er hundert werde, schrieb Nell-Breuning im Dankesbrief nach seinem 98. Geburtstag, dann bitte er darum, keinerlei Leistungen mehr von ihm zu erwarten. In diesem letzten Lebensabschnitt müsse er sich darin erschöpfen, sich auf eine gottselige Sterbestunde vorzubereiten. Das genüge ihm vollauf. „Wer denkt so, welche Frömmigkeit steckt in diesen Worten?“ Peter Lückemeier gab den Brief zur Aufbewahrung ins F.A.Z.-Archiv. So „enorm“ fand er ihn.

Lückemeier wurde während seiner Internatszeit katholisch sozialisiert, vor allem in St. Ludwig im holländischen Vlodrop. Dort ging er jeden Morgen gern in die Messe und empfand dies als einen „tollen Start“ in einen bewusst erlebten Tag. In seinem Frankfurter Berufsleben nahm er dies wieder auf und besuchte eine Zeit lang um neun Uhr die Messe im Flughafen, freute sich, wenn Pater Walter Maader, der Flughafenseelsorger, sich fürs Lateinische entschied, weil seine Zuhörer gar zu international waren. Lange hat Lückemeier das nicht durchgehalten, der berufliche Alltag sprach dagegen. Mal abgesehen vom Freund und Kollegen gibt es schließlich noch einen anderen Lückemeier: den Vollblutjournalisten.

Der wusste mit fünfzehn, dass für ihn nichts anderes in Frage kam. Wann entschieden Sie sich für den Journalismus? Mit 15 Jahren. Sehr gut. Solche Hospitanten oder Volontäre sind ihm auch heute noch am liebsten, vor allem dann, wenn sie obendrein für ihre Lokalzeitungen geschrieben haben. Lückemeier hat schon viele Nachwuchsjournalisten unter seine F.A.Z.-Fittiche genommen, ihnen die Feinheiten der deutschen Sprache näher gebracht. Oder erst einmal das Grundsätzliche.

Er hat das Grundsätzliche in verschiedenen Stationen gelernt,

Bei der Arbeit: Peter Lückemeier (rechts) ist nicht nur seit 25 Jahren einer der beiden Lokalchefs der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, gemeinsam mit F.A.Z.-Mitherausgeber Werner D’Inka führt er auch durch die Gesprächssendung „3 kluge Köpfe“ auf rhein-main-tv. Hier unterhalten sich die beiden mit der Fernsehjournalistin Petra Gerster. Foto: Wolgang Eilmes

zuerst an der Universität, studierte Politikwissenschaft in Münster, Berlin und ein Jahr lang im amerikanischen Madison in Wisconsin. Nach dem Diplom war er freier Mitarbeiter beim Rias, volontierte beim Berliner Boulevardblatt „Der Abend“, bevor er dann 1980 zur F.A.Z. ging. „Ich bin ein langweiliger Mensch, 35 Jahre lang derselbe Arbeitgeber und 35 Jahre lang dieselbe Frau.“ So stellt er sich immer vor, manche übersehen dabei wohl sein inneres und äußeres Augenzwinkern. Kontinuität bewirkt, dass man Vertrauen aufbauen kann. Das ist ihm wichtig. Und über seine Frau geht ihm ohnehin nichts.

An einem Tag ein Zweistundengespräch mit dem Opel-Chef, am anderen Tag mit Kardinal Lehmann - es ist die Vielfalt, die Peter Lückemeier so sehr an seinem Beruf schätzt, die Chance, sich Facetten des Lebens zu erschließen, die einem sonst verschlossen blieben. Mal abgesehen davon, dass ihm das Schreiben Spaß macht und er gerne auch seine Meinung mitteilt – über Politisches oder Alltägliches. Seine besten Glossen sind die, in denen er etwas Wundersames aufgreift, Unarten, die sich eingeschlichen haben, wie im August schon Lebkuchen zu verkaufen. Das liest sich, als hätte er beim Schreiben Wagner gepfiffen.

Dies gilt freilich auch für die Herzblattgeschichten, die er 16 Jahre lang für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung schrieb und die so manches Cocktailgespräch beflügelten, weil Peter Lückemeier die Klatschpresse zusammenfasste und zwar in seiner eben augenzwinkernden Art. „Sonntag für Sonntag umzingelt von Boris Becker und dem Seehofer-Baby, Prinz Charles und Camilla, Roberto Blanco (84) und Sabine Christiansen (71) – da muss man aufhören, wenn es am schöns . . . Einverstanden? Danke! Bussi allerseits.“ Das war es dann.

Peter Lückemeier ist ein Könner, aber kein Repräsentant des leichten Faches. Das beweist auch sein Engagement nun im Freundeskreis von Sankt Georgen. Oder sein Vorhaben, ein Interview-Buch mit Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst zu machen. Zehn bis zwölf Mal hat er sich mit ihm in Limburg getroffen, immer etwa anderthalb Stunden lang. Das war freilich vor der Affäre um den emeritierten Limburger Bischof. Diese Gespräche hat Lückemeier als intensiv erlebt und Tebartz-van Elst als einen klugen und sehr frommen Menschen. Er habe ihn schätzen gelernt und wünsche ihm alles Gute, sagt Lückemeier. Deswegen kann er auch nicht die Dämonisierung nachvollziehen, mit der Limburgs einstiger Bischof bedacht worden sei. Als der Skandal dann hochkochte hat er den Bischof noch einmal besucht und gefragt, ob er über Beten oder die Krise sprechen wolle. Sie sprachen über Beten.

Frage, Antwort, Frage, Antwort – Peter Lückemeier macht viele Interviews für die Zeitung oder fürs Fernsehen, zusammen mit dem für die Rhein-Main-Zeitung zuständigen Herausgeber Werner D’Inka. Es ist, als hätte er da seine journalistische „Hauptform“ gefunden. Weil er selbst gerne Interviews liest, ihn Menschen interessieren, und weil der Leser am meisten über sie erfährt, wenn er die Antworten direkt liest, ohne Filter, ohne eine kommentierende Brille. Für ein Buch haben die beiden gerade Dieter Graumann befragt, den Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland. Es kommt bald auf den Markt, ist dann Lückemeiers zwölftes Buch. Das nächste ist schon in der Mache: Weihnachten in Frankfurt. Da ist er aber nur Herausgeber.

Natürlich hat Peter Lückemeier Pläne fürs neue Amt an der Spitze des Freundeskreises von Sankt Georgen, der etwa 450 Mitglieder zählt. Er möchte Geld sammeln, so wie es sein Vorgänger Hans-Joachim Tonnelier für den Lehrstuhl „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ tat. Nur Lob hat er über seinen Vorgänger. Oberstes Gebot nennt er es jedoch, weiterhin die Studenten zu fördern. Lückemeier interessieren Menschen nicht nur, er kennt auch unheimlich viele, geht jeden Tag mit Jemanden essen und ist erstaunt, wie viele seiner Gesprächspartner Sankt Georgen für einen Stadtteil von Freiburg halten. Die Hochschule noch mehr in die Stadt zu tragen geht nach Lückemeiers Überzeugung auch über Personen. Dazu will er beitragen.

55 Semester – ein Abschied

JOSEF SCHUSTER SJ
Professor emeritus für Moraltheologie

Am 1. Oktober 2014 habe ich den Status eines emeritierten Professors der Moraltheologie erlangt. Das neue Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 2014/15 führt mich bereits unter dieser Rubrik. Anlässlich meiner Abschiedsvorlesung am 11. Juli schrieben mir einige meiner Kollegen: Ein Abschied von der Moral wird das aber hoffentlich nicht werden! Nähme ich diese Kollegen beim Wort, dann müsste ich sie daran erinnern, dass es einen Abschied von der Moral für niemanden geben kann, also auch nicht für einen Moraltheologen. Sie haben aber wohl die Moraltheologie gemeint - und auch von der möchte ich in Zukunft nicht Abschied nehmen, selbst wenn meine Präsenz im Hörsaal und in den Seminarräumen sehr zurückgehen wird. In dieser Hinsicht werde ich die Gesichter der Studierenden vermissen, und damit werden jene fehlen, die die letzten 27 Jahre meinen Alltag begleitet haben.

Die Zahl 55 steht auf der Rückseite eines Trikots der deutschen Fußballnationalmannschaft, das die Studierenden mir im Rahmen der Diplomvergabe Ende Juli zum Abschied mit freundlichen und launigen Worten überreicht haben. Wer zurück rechnet, wird vielleicht zu dem Ergebnis gelangen: So lange war das eigentlich gar nicht, bringen es doch einige wenige Studierende schon auf 40 Semester! Nein - so lange war das nicht, und in meinem persönlichen Empfinden sind diese Jahre auch schnell vergangen. Mit zunehmendem Alter scheint zwar generell in der subjektiven Wahrnehmung der Menschen die Zeit immer rascher zu vergehen, doch bei mir stellte sich zunehmend das Gefühl ein, die Zahl der unerledigten Arbeiten nehme ständig zu. Die Not einer „Torschlusspanik“ hat mich gleichwohl nicht befallen.

Als ich im Sommersemester 1987 meine Lehrtätigkeit in Sankt Georgen mit einem Seminar über den Gesetzestraktat der theologischen Summe des heiligen Thomas von Aquin begann, hatte ich schon einige Jahre praktischer pastoraler Erfahrung hinter mir: als Erzieher der beiden letzten Jahrgangsstufen im Aloisiuskolleg in Bonn-Bad Godesberg und als Religions- und Philosophielehrer in den Jahren von 1974 bis 1977 und Jahre später – 1982 bis 1986 – als Leiter des Jugendzentrums Mergener Hof in Trier und auch dort als nebenamtlicher Religionslehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, der Schule von Karl Marx und Oswald von Nell-Breuning. Unterbrochen wurden diese Jahre durch das Promotionsstudium im Fach Moraltheologie in Tübingen bei Professor Alfons Auer. Mit mehreren Mitbrüdern lebten wir damals im Pfarrhaus in Tübingen-Bühl und bildeten mit den jeweiligen Pfarrern, sofern die Diözese solche freistellen konnte, eine Wohngemeinschaft, in der wir uns auch selbst versorgten. Das waren gute Jahre, in denen ich durch viele Aushilfen Gemeinden zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb in der Diözese Rottenburg-Stuttgart kennen lernen konnte und viele Einblicke in die Pfarrseelsorge gewonnen habe. Diese Jahre sind mir nicht nur in guter Erinnerung geblieben, sie haben mich auch geprägt und haben auf die Art und Weise, wie ich meine Aufgabe als Moraltheologe verstehe, Einfluss genommen. Als solche Vertreter dieses Faches haben wir neben aller notwendigen theoretischen Reflexion auf die – auch innerhalb der Moraltheologie zum Teil strittigen – Fragen der Begründung einer christlichen Moral und dem ebenso notwendigen Blick auf die Moralphilosophie stets die gelebten Überzeugungen von Christinnen und Christen im Blick zu haben, denn auch sie sind ein „theologischer Ort“ für die Theologie insgesamt. Zu meinem persönlichen Verständnis des Fachs gehört ferner, dass ich mir die Themen, denen meine Aufmerksamkeit gilt, nicht einfach aussuche, sondern sie mir (nicht nur durch den offiziellen Lehrplan) vorgeben lasse. „Kritische Zeitgenossenschaft“ solle der Moraltheologe üben, so lautete ein Kernsatz meines Lehrers Alfons Auer. Und Gelegenheiten für diese kritische Zeitgenossenschaft hat es im Laufe dieser Jahre viele gegeben. Erinnert sei an die zum Teil heftigen Debatten über die (straf-)rechtliche Fassung des Problems der Abtreibung, später dann um die innerkatholische Auseinandersetzung um die Schwangerschafts-

konfliktberatung und den Verbleib kirchlicher Beratungsstellen im Beratungskonzept des §218a StGB mit Beratungsschein. Fragen des Schutzes des menschlichen Lebens an seinem Anfang sind auch bei Pränatal-, Präimplantationsdiagnostik, verbrauchender Forschung mit embryonalen Stammzellen etc. berührt. Beim Schutz des Menschen an seinem Lebensende wäre eine ebenso lange Liste aufzuzählen bis hin zur aktuellen Diskussion um die rechtliche Erlaubnis für Ärzte, beim Suizid unter bestimmten Bedingungen zu assistieren.

Neben den ordentlichen Aufgaben eines Professors in Lehre, Forschung und Betreuung von Studierenden bei Qualifikationsarbeiten gehört auch die Mitarbeit in Kommissionen, Räten und Gremien innerhalb und außerhalb der Hochschule. So habe ich über zwei Legislaturperioden dem Diözesansynodalrat des Bistums Limburg angehört, war zehn Jahre lang Berater in der Kommission XI „Ehe und Familie“ der Deutschen Bischofskonferenz, gehöre demnächst in der dritten Periode als Mitglied zum „Trägerübergreifenden Ethikrat“ der Diözese Trier, diskutiere seit Jahren im Arbeitskreis „Ethik in der Medizin“ im Haus am Dom/Frankfurt solche medizin-ethischen Fragen, die dann in den jährlich stattfindenden Ärztetag des Bistums münden, und engagiere mich schließlich im „Frankfurter Forum für gesellschafts- und gesundheitspolitische Grundsatzfragen e. V.“. Natürlich nehmen diese Aktivitäten einige Zeit in Anspruch, weil sie auch eine solide Vorbereitung verlangen. Doch habe ich unter dem Strich die Erfahrung gemacht, dass meine Art und Weise Moraltheologie zu betreiben, gerade durch den Austausch mit Medizinern, Juristen, Vertretern politischer Parteien und Verbänden usw. sehr profitiert hat, wenn auch nicht jede Sitzung gleich ein Füllhorn an neuen Erkenntnissen brachte. Vertreterinnen und Vertreter meines Fachs haben in unserem Lande die Chance, Positionen der Kirche in den entsprechenden Kommissionen und Gremien einzubringen und zu vertreten, auch wenn sich diese Auffassungen nicht einfach eins zu eins in politische Aktionen oder rechtliche Normen übertragen lassen. Im Gespräch mit Kollegen aus anderen Ländern habe ich den Eindruck gewonnen, dass wir hierzulande nach wie vor größere Chancen als anderswo haben, im Forum der gesellschaftlichen und politischen Öffentlichkeit präsent zu sein.

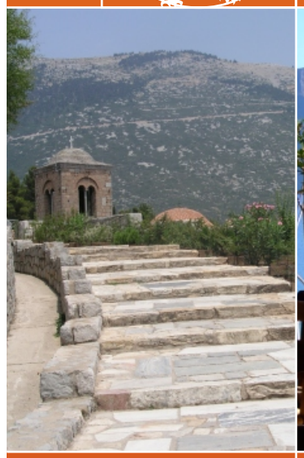
Die Jahre in Sankt Georgen waren nicht nur mit akademischen Verpflichtungen gefüllt, sondern auch mit seelsorglichen Aufgaben wie zum Beispiel der geistlichen Begleitung von Studierenden, Ehemaligen und anderen, seit 25 Jahren der spirituellen Betreuung der Stellanergruppe Rhein-Main (Vereinigung ehemaliger Jesuitenschüler) sowie der von Ketteler Gilde Frankfurt, einem Freundeskreis engagierter katholischer Laien. Mit beiden Gruppen habe ich in regelmäßigen Abständen Eucharistie gefeiert; wir sind theologischen, pastoralen und gesellschaftlich relevanten Fragen nachgegangen und haben auch ohne thematische Vorgaben intensiven Austausch gepflegt und pflegen diesen auch weiterhin. Man hört zwar immer öfter, dass das innerkirchliche Verbands- und Gruppenwesen an sein Ende gekommen sei. Und in der Tat: Es wird immer schwieriger, jüngere Mitglieder zu gewinnen. Doch gerade in Zeiten, in denen die Kirchengemeinden zu Großpfarreien umstrukturiert werden, geht menschliche Nähe und miteinander Vertrautsein, zum Teil jedenfalls, verloren. Gelebter lebendiger Glaube braucht aber auch weiterhin Orte, wo Christinnen und Christen ihre Fragen und Überzeugungen ins Gespräch bringen können - und das in einer Weise, in der das ohne Scheu mit Vertrauensvorschuss und Offenheit möglich ist.

Über die sechs Jahre (1998-2004), für die mir der Generalobere der Gesellschaft Jesu das Amt des Kollegsrektors übertragen hat, will ich nur kurz berichten. In diese Zeit fiel unter anderem die erstmalige Anstellung eines Geschäftsführers des Hochschule Sankt Georgen e.V.. In früheren Jahren war der Verwaltungsleiter stets ein Jesuit, der zugleich auch der Pater Minister für die Jesuitenkommunität war. Für

Josef Schuster SJ: „55 Semester ... So lange war das eigentlich gar nicht.“ Foto: Christian Ender

Anzeige

»Auf den Spuren des Apostels Paulus II«



1.435 € pro Person im DZ
Einzelzimmer: + 198 €
Mindestteilnehmerzahl: 21

Bildungsreise nach Griechenland
13. bis 22.03.2015

In Griechenland begegneten sich erstmals das Christentum und die abendländische Kultur. Hier predigte der hl. Paulus auf dem Areopag in Athen von dem unbekannten Gott - „in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“. Er gründete die Gemeinde von Korinth, die er auch mehrmals besuchte. Wir folgen seinen Spuren und seinen Briefen und tauchen ein in die Zeit der jungen christlichen Kirche an den Originalschauplätzen.
Gleichzeitig entdecken wir die beeindruckenden Stätten des klassischen Griechenlands und den Zauber der sonnigen griechischen Landschaft. Besucht werden u.a. Thessaloniki, Philippi, Kavala, die Meteora-Klöster, Delphi, Kloster Ossios Lukas, Alt-Korinth, Epidaurus und natürlich Athen.

Weitere Informationen/ Kontakt:
mail: bildungsreisen@sankt-georgen.de
fon: 0160/92396090

den internen Betrieb bedeutete das zunächst eine einschneidende Umstellung. Zu Beginn meiner Amtszeit begannen die Vorüberlegungen, wie der Hochschultrakt gründlich saniert werden könnte. Nach vielen Gesprächen stimmten schließlich die Bischöfe der Diözesen Limburg, Osnabrück, Hildesheim und Hamburg, der Provinzial der Norddeutschen Provinz und schließlich der Generalobere der Gesellschaft Jesu diesem Vorhaben zu. Zu Beginn des Wintersemesters 2004/05 – wenige Wochen nach Ende meiner Amtszeit – konnte der Neubau feierlich eingeweiht werden. Ohne die großzügige finanzielle Unterstützung unserer Bistümer wäre dieses Vorhaben nicht möglich gewesen.

Meine Abschiedsvorlesung im Juli habe ich mit den Worten des früheren Generalsekretärs der Vereinten Nationen, Dag Hammarskjöld, beendet: „Dem Vergangenen ein Dank, dem Kommenden ein Ja!“ Mit ein wenig Phantasie wird man vielleicht erahnen können, dass die Moraltheologie ein spannendes Fach ist. Ich möchte dieses Prädikat damit keineswegs anderen Fächern der Theologie absprechen. Doch für meine Person hat es so gepasst. Vielen Menschen habe ich zu danken und vor allem auch dem Orden, der mir die Möglichkeit gegeben hat, so arbeiten zu dürfen, dass es nie langweilig werden konnte. Da der wichtige Brief meines Provinzials für die weiteren Aufgaben noch nicht vorliegt, kann ich für die nächste Zukunft nur so viel sagen, dass mich Ende Oktober der Weg für drei Monate an die Georgetown University nach Washington D.C. führen wird. Darüber dann vielleicht später einmal mehr.

Anzeige

Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!

Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

Welche Friedensethik gibt es im Islam?

Ein Forschungsprojekt

DIRK ANSORGE UND HEYDAR SHADI
Prorektor, Professor für Dogmatik und
Wissenschaftlicher Mitarbeiter in Sankt Georgen

Krieg und Frieden stellen ethische Herausforderungen dar, denen sich christliche Theologen spätestens seit der Konstantinischen Wende im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gestellt haben. Nicht zuletzt die aktuellen politischen Entwicklungen im Vorderen und Mittleren Osten wecken die Frage, ob es vergleichbare Überlegungen auch im islamisch geprägten Kulturkreis gegeben hat oder gibt. Tatsächlich kennt die islamische Tradition zahlreiche Entwürfe für ein Kriegsvölkerrecht. Dies ist insofern kaum verwunderlich, als der Prophet Muhammad mit Fragen um Krieg und Frieden konfrontiert war, seitdem er in Medina auch politische Verantwortung übernommen hatte. Hingegen waren und sind im strengen Sinne friedensethische Überlegungen im islamischen Kulturkreis nicht leicht zu identifizieren. Einen Grund hierfür mag die lange Expansionsgeschichte des Islam bieten. In jedem Falle fehlen bislang detaillierte Untersuchungen zur Argumentationsstruktur militärstrategischer oder friedensethischer Überlegungen im islamischen Kontext. Mit welchen Argumenten – beispielsweise – diskutieren Muslime über den Einsatz von Atomwaffen? Der Qur'an bietet ihnen hierzu offenbar keinen unmittelbaren Anhaltspunkt. Welche normativen Quellen also werden für derartige Fragen beansprucht und in welcher Weise wird auf sie Bezug genommen?

Solchen und ähnlichen Fragen widmet sich seit zwei Jahren das an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen sowie am Hamburger Institut für Theologie und Frieden angesiedelte Forschungsprojekt „Islamische Friedensethik“. Ziel des Projekts war es zunächst, zeitgenössische Entwürfe und Diskurse islamischer Friedensethik aufzuspüren. In einem zweiten Schritt werden die jeweiligen Argumentationsmuster analysiert, die in den oft sehr unterschiedlichen friedensethischen Positionen wirksam werden. Welche Methodologien leiten die verschiedenen Argumentationen und Diskurse? Welche Rationalitätsstrukturen werden in ihnen wirksam? In welchem Verhältnis stehen die verschiedenen Positionen und Argumentationen zur islamischen Tradition einerseits und zur allgemeinen menschlichen Vernunft andererseits?

Ausgehend von solchen Fragen wurden seit 2012 einschlägige Positionen und Diskurse im arabischen, iranischen und türkischen Sprachraum sondiert. Ziel dieser Vorstudie war es, einen umfassenden Überblick über die aktuellen friedensethischen Debatten in der zeitgenössischen islamischen Welt zu gewinnen. Dabei ging es nicht zuletzt darum, Personen oder Institutionen zu identifizieren, die im Vorderen und Mittleren Osten zu friedensethischen Themen forschen.

Mit Blick auf die drei genannten Sprachräume zeigte sich jeweils ein breites Spektrum friedensethischer Positionen. Es reicht von eher pazifistischen Haltungen bis hin zu entschieden militanten Positionen. Im sunnitischen Islam stehen für dieses Spektrum unter anderem der türkische Gelehrte Fethullah Gülen (geb. 1941) einerseits und der ägyptisch-stämmige, heute in Quatar lebende Mufti Yusuf al-Qaradawi (geb. 1926) andererseits. Im schiitischen Islam werden unterschiedliche friedensethische Positionen etwa durch den Intellektuellen und Reformer Abdolkarim Soroush (geb. 1945) sowie durch Ayatollah Mohammad-Taghi Misbah Yazdi (geb. 1935) repräsentiert, einen konservativ-fundamentalistischen iranischen Rechtsgelehrten.

Innerhalb der nächsten drei Jahre wird mit finanzieller Unterstützung einer Hamburger Stiftung auf der Grundlage der bisherigen Forschungen eine Studie erarbeitet, welche gegensätzliche friedensethische Positionen im islamisch geprägten Kulturkreis erschließt und die von ihnen jeweils beanspruchten Argumentationsmuster begrifflich analysiert. Dies ist schon angesichts der aktuellen Entwicklungen im Vorderen und Mittleren Osten ein mehr als dringliches Projekt. Darüber hinaus versprechen die Forschungen, einem Vergleich islamischer Positionen mit den verschiedenen Traditionen christlicher Friedensethik vorzuarbeiten und so einen wichtigen Baustein zum christlich-muslimischen Dialog beizusteuern.

Werden Sie Pate!

Patenschafts-Abonnements für die Zeitschrift „Theologie und Philosophie“

Worum die Hochschule bittet!

PETRA MUTH
Hochschulsekretärin

Zahlreiche Aufbaustudenten der Hochschule Sankt Georgen stammen aus Osteuropa, Afrika, Asien und Südamerika. Es sind zurzeit mehr als 60. Die meisten von ihnen sollen nach ihrer Rückkehr als Dozenten oder in wichtigen Positionen innerhalb der Verwaltung ihrer Diözesen tätig werden. Viele sind daran interessiert, auch von ihren Heimatländern aus den Kontakt zur aktuellen theologischen und philosophischen Diskussion im deutschsprachigen Raum aufrechtzuerhalten, etwa durch Lektüre einschlägiger Publikationen. Allerdings fehlen dafür häufig die Mittel. Wir suchen daher nach Wegen, ausgewählten Alt-Sankt-Georgenern, philosophisch-theologischen Bibliotheken und kirchlichen Einrichtungen in den genannten Regionen unsere Zeitschrift als Geschenk zukommen zu lassen. Dies ist nicht ohne Unterstützung möglich: Ein Jahresabonnement kostet zurzeit 156 Euro für private Bezieher, 192 Euro für Bibliotheken.
Im Namen aller Interessierten möchten wir Sie daher freundlich bitten, sich zu überlegen, ob Sie für eine von Ihnen selbst bestimmte Zeit ein Patenschafts-Abonnement stiften möchten. Sie können die Person oder die Einrichtung auch selbst auswählen.
Wenn Sie für eine von Ihnen selbst bestimmte Zeit (und eine von Ihnen selbst ausgewählte Person oder Einrichtung) eine Patenschaft übernehmen oder sich durch eine Spende an dem Projekt beteiligen möchten, wenden Sie sich bitte an:

Prof. Dr. Johannes Arnold
Schriftleitung „Theologie und Philosophie“
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstr. 224, 60599 Frankfurt am Main
arnold@sankt-georgen.de, Tel. 069 – 6061 234

Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck: TheoPhil-Abo-Patenschaft

Über eine Patenschaft würden sich freuen:
Dr. Isaac Padinjarekuttu, ehemaliger Doktorand von Prof. Dr. Klaus Schatz SJ und inzwischen selbst Professor für Kirchengeschichte am Priesterseminar von Shillong, Nordostindien, steht seit den 1980-er Jahren in enger Verbindung mit der Hochschule Sankt Georgen. Für „Theologie und Philosophie“ hat er kürzlich selbst Buchbesprechungen verfasst. Bei einem ‚Gehalt‘ von monatlich umgerechnet 40 Euro ist die Zeitschrift für ihn aber unerschwinglich. Seit Januar 2014 kann er sie dank eines Patenschafts-Abonnements zugunsten der Seminarbibliothek von Shillong regelmäßig lesen.

Pater Joseph Rajakumar SJ ist nach Abschluss seines Promotionsverfahrens an der Hochschule Sankt Georgen im Oktober 2014 aus Frankfurt an das Vidyajyoti College of Theology in Neu Delhi zurückgekehrt, um dort als Dogmatikdozent tätig zu sein. Über ein Patenschafts-Abonnement würde er sich freuen: „Ein Zugang zu den Artikeln der Zeitschrift ‚Theologie und Philosophie‘ wird uns helfen, in unserer theologischen Entwicklung aktuell zu bleiben. Darüber hinaus kann der wissenschaftliche Austausch eine große Bereicherung für beide jesuitische Hochschulen sein.“

Bisher erhalten vier Bibliotheken „Theologie und Philosophie“ durch Patenschafts-Abonnements. Rückmeldungen wie die folgende zeigen, wie die Zeitschrift von den Empfängern angenommen wird:
„Greetings from Good Shepherd Major Seminary, Kunnoth. Now I write this letter to inform you that we have received your Journal Theologie und Philosophie, 89. Jahrgang, Heft 1 and Heft 2, 2014. In name of all the professors of this seminary I extend you our heart felt thanks. The journal is deep and enriching in both philosophie and theologie. Once again thanks. Dr. George Karukaparambil.“
(E-Mail aus Kunnoth, Kerala, vom 06.07.2014)

Anzeige

VERTRAUEN MUSS WACHSEN.

Wartbaum an der Hohen Straße in Nidderau-Windecken.

UNSER NÄHRBODEN: VERLÄSSLICHKEIT UND LEBENSLANGE PARTNERSCHAFTEN.

Frankfurter Volksbank

Börsenstraße 7 - 11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

HABILITATIONEN

Maier, Michael P., Dr.
Völkerwallfahrt im Jesajabuch
Erstgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Norbert Lohfink SJ

VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN

Kattathara, Thomas
The Snag of the Sword.
An Exegetical Study of Luke 22:35-38
Frankfurt am Main: Peter Lang 2014
(New Testament Studies in Contextuel Exegesis, Vol. 8)
ISBN: 978-3-631-65353-1

DISSERTATIONEN

Bell, Andreas, Dr.
Der Arzt und die Sucht.
Ethische Leitlinien für den Umgang mit Suchtkranken.
Erstgutachter: Prof. Dr. Josef Schuster SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Denger, Martin Johannes
Männer bei Arbeitsplatzverlust begleiten.
Ein narrativer Ansatz für die seelsorgliche Beratung
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Klein, Hans Hubert
„Sie waren versammelt".
Die Anfänge christlicher Versammlungen nach Apg 1-6
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

Lubberich, Christoph
Verwindung existentieller Angst.
Eine inter-disziplinäre Auseinandersetzung
mit einem Existenzial in seelsorglicher Absicht
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Stuntebeck, Harald
Die sozio-religiöse brasilianische Volksbewegung von Canudos und ihre pastorale Wirkungsgeschichte
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Sievernich SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Johannes Arnold

LIZENTIATSARBEITEN

Bleckmann, David
Die Hochzeit zu Kana (Joh 2,1-11) in der Auslegung der Predigten des Hl. Augustinus (Io. eu. tr. VIII und IX)
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Johannes Arnold

Hopf, Sr. Mary Helena
Geweihtes Leben als lebendiges Zeichen der Nachfolge. Impulse zur Erneuerung des geweihten Lebens nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Irankunda, Patrick
Vocation de Saint Paul: Étude exégétique comparée des Actes des Apôtres et des lettres de Saint Paul
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

Julukhadze, Marine
„... denn staunte das ganze Volk" (Mk 11,18). Staunen über Jesus im Markusevangelium auf dem Hintergrund des Staunens in der Antike und der Septuaginta
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

Metzig, Dirk Carolus
Kirchliches Amtsblatt des Erzbischöflichen Ordinariats in Breslau 1922-1933 im Spiegel der Zeitgeschichte
Erstgutachter: Prof. Dr. Claus Arnold
Zweitgutachter: Prof. em. Dr. Joachim Köhler

Pwakim, Gideon
Christian-Muslim Relations in the Catholic Archdiocese of Jos: A Catholic Missionary Approach
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Sievernich SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Schockmann, Michael
Das gemeinsame Priestertum.
Von der Würde und Sendung jedes Getauften.
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge
Zweitgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

Shin, Dong-Young
Multidisziplinäre Zugänge zur religiösen Erziehung Jugendlicher in katholischen Familien Südkoreas
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Prof. Dr. Josef Schuster SJ

DIPLOMARBEITEN

Bielak, Grzegorz
Hos 6,6 im Matthäusevangelium als eine Kritik Jesu am Opferkult?
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ

Gerhard, Juliane
Kriterien einer angemessenen Liturgiesprache
Ihr Wesen und ihre Funktion in den gottesdienstlichen Vollzügen und Formulierungen
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Hüsing, Marco
Zum Dienst beauftragt
Ein Entwurf einer katholischen Theologie der Dienste in ökumenischer Verantwortung
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Jauß, Mareike
Das Unsagbare zur Sprache bringen -
Neuere dogmatische Ansätze zu einer Theologie der Kirchenmusik
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Maier, Martin
Der Spender der Krankensalbung
Aspekte einer pastoralen Problematik
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Sievernich SJ

Marb, Marion
Constitutus in cunctorum exordia
Der ewige Sohn Gottes im Hymnus Ante saecula qui manes des Hilarius von Poitiers
Erstgutachter: Prof. Dr. Johannes Arnold

Matulla, Stefanie
Liturgie als Quelle des Glaubens
Überlegungen zur Tragfähigkeit von Odo Casels Mysterientheologie im Blick auf eine im sakramentalen Geschehen gründende Katechese im 21. Jahrhundert
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Mühlbauer, Andreas
Die Jerusalemer Urgemeinde
Eine Skizzierung an Hand Apg 2,42-47
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ

Patenge, Prisca
Wirtschaft in einer geordneten Gesellschaft
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Rejnowski, Matthias
Kleine Christliche Gemeinschaften in Asien und Afrika
Beispiele aus der südindischen Diözese Punalur und der südafrikanischen Diözese Aliwal
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Sievernich SJ

Salzmann, Stefan-Rudolf
Kirche und Internet
Evangelisierung und die neuen Medien
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Sievernich SJ

Schmidt, Matthias Alexander
„Ihn mehr nachzuahmen" (EB 168)
Zum Verhältnis von Indifferenz, Demut und Kreuzesvorliebe in den Geistlichen Übungen des Hl. Ignatius von Loyola
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

Schneider, Florian
Leihglocken – Chance der Versöhnung?
Erstgutachter: Prof. Dr. Claus Arnold

Schuhmacher, Judith
Wer sitzt auf dem Richterstuhl?
Eine exegetische Untersuchung zum Römischen Prozess bei Johannes (Joh 18,28-19,16a)
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ

Schuhmacher, Markus
„Katechetische Schäferstündchen"
Momente praxisnaher Katechesen zum Motiv des Guten Hirten
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Siebert, René Ben
Eine Taufe getauft werden
Die Bedeutung der Taufe in Lk 12,50
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ

Strauch, Magdalena
Internationale Freiwilligendienste in der katholischen Kirche. Das Missions- und Diakonieverständnis ehemaliger Freiwilliger
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Sievernich SJ

Thebbe, Marina
Erstkommunion als Familienkatechese
Exemplarische Unterstützung des familiären Erziehungsauftrages
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Troch, Liv
Persönliche Religiosität – Stolperstein oder Fels in der Brandung?
Zur Rolle der persönlichen Religiosität im Bewältigungsprozess von sexueller Gewalt
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Weitzel, Daniela
Pastoraltheologische Auseinandersetzung mit drei apostolisch tätigen Frauenorden
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Sievernich SJ

Winkler, Benedikt
Speaking to, speaking about, speaking of Dhamma
Das Verhältnis von intellektueller Glaubensreflexion und existentieller Glaubenspraxis in der buddhistischen Vipassanā-Tradition aus christlich-ignatianischer Sicht
Erstgutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

Zekarias, Rosina
„Du hast Verlangen nach deinem Mann, er aber wird über dich herrschen" (Gen.3,16b).
Welche Rolle spielt das weibliche Begehren für das ungleiche Machtverhältnis zwischen Frauen und Männern?
Erstgutachter: Prof. Dr. Josef Schuster SJ

!

Geschafft!

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

ISSN 2195-3430

Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen | Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de